



FANGJÄGER DER TIEFE

Mutigste Männer im Kampf mit der Krake und dem Mörderwal

FANGJÄGER DER TIEFE



Als friedfertige Tiere sind Wale im allgemeinen bekannt. Aber es gibt eine besondere Art, die den wissenschaftlichen Namen *Crampus Orca* trägt. Es sind die sogenannten Mörderwale, denn sie greifen alle Lebewesen an, die ihnen in den Weg kommen und töten und verzehren sogar die eigenen Artgenossen und auch ihre Vettern, die verspielten Delphine. Nur die reine Mordlust treibt sie dazu.



Wehe dem Schwimmer, der diesen Mördern in der Tiefe begegnet. In Rudeln entwickeln sie eine Angriffstechnik wie Wölfe.



Leicht zu unterscheiden von seinen harmlosen Artgenossen ist dieser Mörderwal durch eine weißgelbe Markierung hinter den Augen.

Ein verwegener Sport ist an der pazifischen Küste der Vereinigten Staaten in voller Blüte: Die Jagd auf Kraken mit bloßen Händen! Jeder Tourist kann, wenn er ein entsprechend guter Schwimmer ist und den nötigen Mut besitzt, die scheußlichen Tiere aus der Tiefe heraufholen. Fast alle aber begnügen sich damit, den Berufstauchern zuzusehen und sich mit deren Beute fotografieren zu lassen. Denn der Kampf unter Wasser ist gefährlich. Nicht nur, daß es gilt, den Kraken zu Leibe zu rücken. Eine Begegnung mit dem Mörderwal, dem blutgierigen Untier, ist schon vielen mutigen Männern zum Verhängnis geworden.



In zwanzig Meter Tiefe ist ein Krake mittlerer Größe von den Unterwasserjägern gesichtet worden. Er liegt auf dem schlammigen Boden inmitten einer Insel von Seegras.

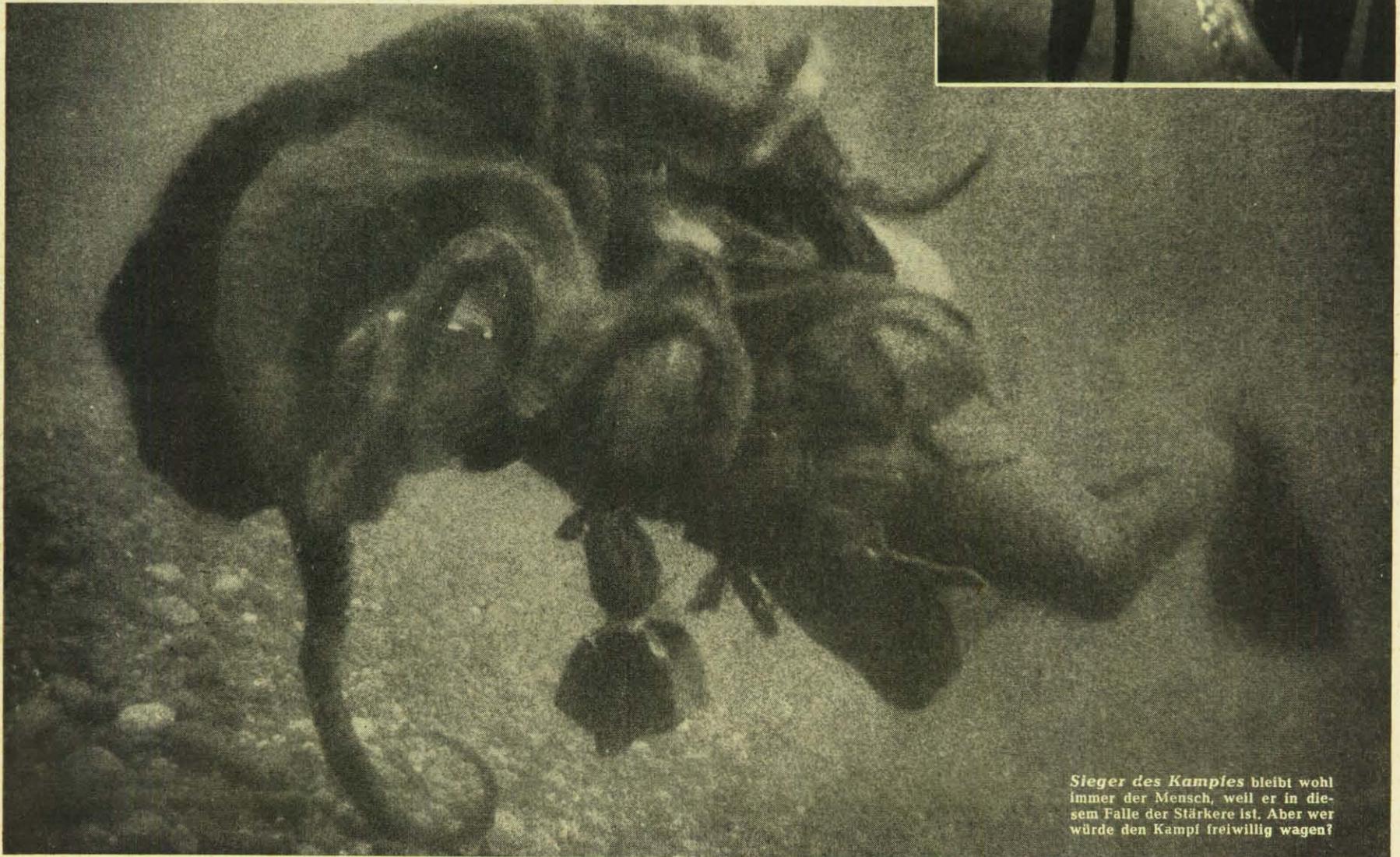
Mutige Männer im Kampf mit dem Mörderwal und dem Kraken



▲ **Erschöpft** erreicht ein Krakenjäger die Wasseroberfläche. Einer der Fangarme des wütenden Tieres hat sich fest um seinen Hals gelegt. Nicht immer werden die Tiere an Land getötet. Oft wirft man sie wieder ins Wasser zurück.

◀ **Gefährlich** ist der Kampf unter Wasser, den die Fangjäger der Tiefe bestehen müssen. Da die Jäger nach sportlicher Tradition nur mit den bloßen Händen kämpfen und keine Waffen benutzen, gehört schon allerhand Mut und Kraft dazu.

▶ **Schlafi** hängen die großen Fangarme des scheußlichen Tieres mit den unzähligen Saugnapfen herunter. Aber es ist nur die Ruhe vor dem Sturm. Bald wird sich das Tier wieder heftig zur Wehr setzen.



Sieger des Kampfes bleibt wohl immer der Mensch, weil er in diesem Falle der Stärkere ist. Aber wer würde den Kampf freiwillig wagen?



GEHT ES W

Der Bundestag hat in den letzten Tagen seiner Legislaturperiode das erwartete „Gesetz zum Schutz der Zivilbevölkerung“ gebilligt. — Luftschutz — dieses inhaltsschwere Wort, erinnert uns immer wieder an Krieg, an Aufenthalt in unfreundlichen Luftschutzräumen und an andere bittere Erlebnisse im zweiten Weltkrieg. Wer von uns Deutschen hätte sie nicht erlebt? Unsere Jugend allerdings kann nicht wissen, was in vergangener schwerer Zeit das Wort Luftschutz mit seiner ganzen Problematik bedeutet hat.

◀ *Durchaus bewährt* haben sich jene Schutzbauten, die in den besetzten gefährdeten Großstädten der Bevölkerung im zweiten Weltkrieg Zuflucht boten. Ein Teil von ihnen wurde nach dem Kriege sinnlos zerstört. Nun wird man sie wieder herrichten müssen.



Luftschutzhelfer sind immer zur Stelle, wo es gilt, die Allgemeinheit vor Schaden zu bewahren. So konnte der Ausbildungstrupp der Ortsstelle Regensburg kürzlich dem Bayerischen Roten Kreuz behilflich sein, ein gefährdetes Wohnschiff zu bergen. Luftschutzmaßnahmen kommen der Allgemeinheit auch im Frieden zugute. Sei es bei der Brandbekämpfung oder beim Auftreten besonderer Gefahren, Es kann wohl die helfende Hände geben.



Luftschutzlehrer — ein neuer Beruf? Nein, diese Männer, die sich dem Luftschutz ehrenamtlich zur Verfügung gestellt haben, kommen aus allen Berufen. Sowohl Handwerker, wie geistig tätige Menschen sind unter ihnen. Sie machen eine längere Ausbildung durch, um dann zunächst eine Lehrberechtigung zu erwerben. Wenn sie dieses Ziel erreicht haben, können sie dann als Luftschutzlehrer erfolgreich wirken.



◀ **Strahlennachweisgeräte** gehören in Zukunft mit zu den wichtigsten Ausrüstungsgegenständen der Luftschutzhelfer. Daß sie auch von Frauen leicht zu bedienen sind, wenn eine fachgerechte Ausbildung erfolgte, zeigte sich immer wieder. Bei diesem Gerät kündigt ein knackendes Geräusch das Vorhandensein gefährlicher Radioaktivität an.

▶ **Die Bergung** von Menschen aus Trümmern wird auch weiterhin die erste Aufgabe aller Hilfskräfte sein. Freund Hund hat sich dabei als der gute Kamerad der Rettungstruppe erwiesen. Die Ausbildung geeigneter Hunde für den Rettungsdienst wird auch eine spätere Aufgabe der zuständigen Stellen sein.



Das können auch Frauen: mit dem Löschgerät so umgehen, daß ein Brand sehr schnell bekämpft wird. Auch das Zusammenkuppeln der Schläuche will gelernt sein.

WIRKLICH NICHT ANDERS? Es gibt wieder einen Luftschutz



Warnung vor Luftgefahr? Ist das auch in Zukunft noch rechtzeitig möglich? Die Lösung dieser Frage ist das A und O aller anderen Luftschutzmaßnahmen. Das erst kürzlich erbaute Versuchswarnamt in Düsseldorf sucht diese Frage zu lösen. Komplizierte technische Einrichtungen, die dem neuesten Stand der wissenschaftlichen Forschung entsprechen, sind die Hilfsmittel. Obwohl die Warnzeiten in einem möglichen zukünftigen Notstand sehr kurz sein werden, hat sich doch gezeigt, daß eine Warnung der Bevölkerung dennoch möglich ist. Allerdings müssen die Schutzräume in unmittelbarer Nähe der Wohnungen und Arbeitsplätze sein.



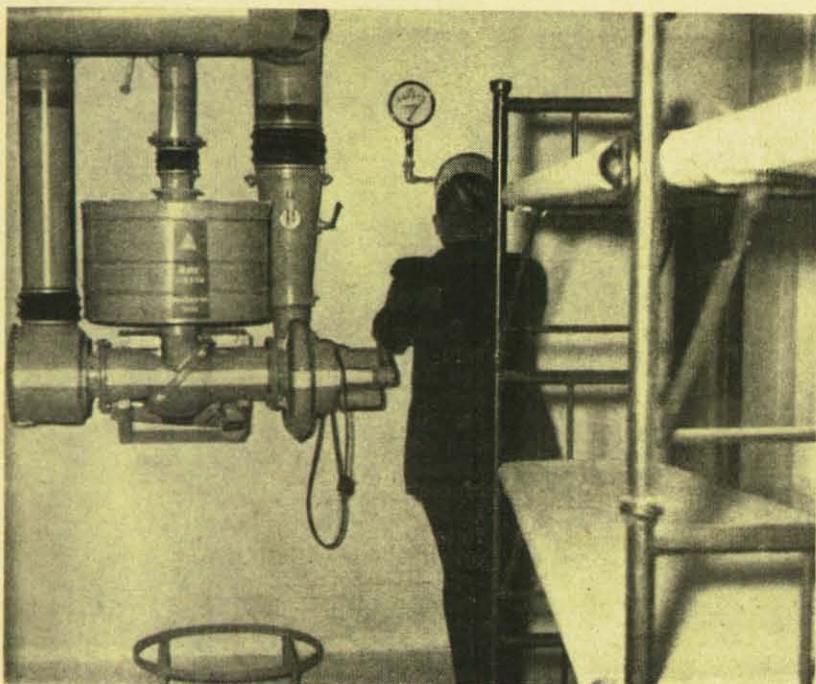
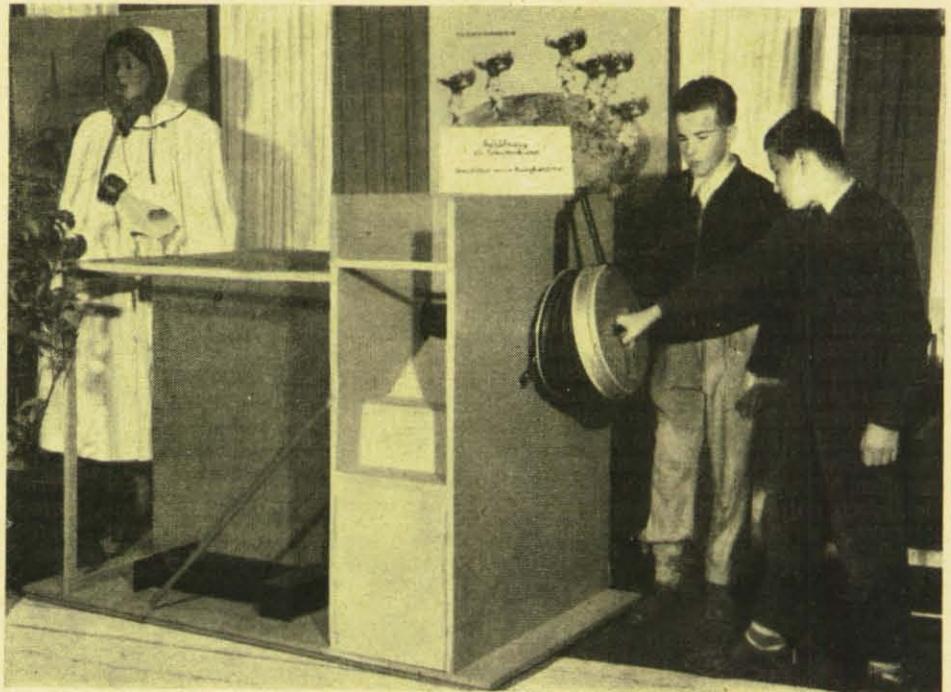
In den letzten Jahren ist sehr viel über das Für und Wider eines möglichen Luftschutzes in der Bundesrepublik diskutiert worden. Dabei legten die einen das Schwergewicht auf die Verfassung von Resolutionen und Protesten, während die anderen sich nicht mit solchen Maßnahmen begnügten, sondern praktisch an der Verwirklichung bestimmter Schutzmaßnahmen für die Bevölkerung arbeiteten. So besteht auch der im ersten Luftschutzgesetz zu einer Körperschaft des öffentlichen Rechtes erhobene Bundesluftschutzverband bereits mehr als fünf Jahre. Aber er ist nicht der alleinige Träger des Luftschutzes in der Bundesrepublik. Seine Aufgabe erstreckt sich in der Hauptsache auf den Aufbau eines wirksamen Selbstschutzes für die Bevölkerung und eines erweiterten Selbstschutzes in Bürohäusern, Versammlungsstätten, Schulen und anderen öffentlichen Gebäuden.

Neben dem Bundesluftschutzverband haben das Deutsche Rote

Kreuz, die Feuerwehr, das Technische Hilfswerk sowie andere Organisationen bestimmte Sonderaufgaben im Luftschutz zu erfüllen.

Daß von allen beteiligten Stellen bereits vor Erscheinen des ersten Luftschutzgesetzes sehr viel an vorsorglichen Maßnahmen zum Schutz der Zivilbevölkerung getan worden ist, und daß nunmehr auf einzelnen Gebieten diese begonnene Arbeit im gesteigerten Maße fortgesetzt werden muß, darüber berichtet unsere Bildreportage. Nein, es geht wirklich nicht anders. Niemand zweifelt heute mehr daran, daß im Zeitalter atomarer Waffen für die Zivilbevölkerung erhöhte Gefahren bestehen.

Für die Belüftung der Schutzbauten sind bereits ausreichende technische Einrichtungen geschaffen worden. Zu ihnen gehört der Grobsandfilter, der selbst von Jugendlichen spielend leicht bedient werden kann.



Größere Schutzbauten bedürfen auch entsprechend größerer Belüftungsanlagen. Weiter müssen Liege- und Schlafmöglichkeiten vorhanden sein sowie alle sonstigen Einrichtungsgegenstände, die der Bevölkerung einen längeren Aufenthalt in diesen Räumen ermöglichen. Die Kostenfrage darf überall dort keine Rolle spielen, wo es wirklich um den Schutz der Zivilbevölkerung geht.



Einen großen Vorsprung haben uns die Amerikaner auch im Luftschutz voraus: Sie scheuen keine Kosten, wenn es um den Schutz der Zivilbevölkerung geht. In der Wüste von Nevada wurden große Versuchsanlagen errichtet, in denen Menschen, Tiere und Material unter den Einwirkungen atomarer Waffen auf ihre Widerstandsfähigkeit erprobt wurden. Bundesinnenminister Dr. Schröder hatte auf seiner Amerikareise Gelegenheit, sich über den Stand der Zivilverteidigung zu unterrichten.

In aller Eile beendeten am 22. Dezember 1938 Professor Hahn und sein Mitarbeiter Fritz Straßmann den Bericht, daß beim Beschuß von Uran mit Neutronen Barium entsteht. „Als das Manuskript abgegangen war“, erzählte Hahn später, „kam mir das Ganze wieder so unwahrscheinlich vor, daß ich am liebsten den Brief aus dem Kasten zurückgeholt hätte.“

Bevor die Zeitschrift „Naturwissenschaften“ den Bericht am 6. Januar öffentlich bekannt machte, hatte Hahn seiner langjährigen Mitarbeiterin Professor Lise Meitner von dem unerwarteten Ergebnis seines Experiments geschrieben.

Die gescheite Wienerin war 1907 als junge Doktorandin nach Berlin gekommen. Anfangs hatte sie ihre Versuche im Holzkeller des Chemischen Instituts durchführen müssen. Universitäts-Institute waren damals in Deutschland ausschließlich eine Domäne der Herren, während sich Fortschrittlicher und galanter zeigte. Seit 1934 forschte Lise Meitner neben Fritz Straßmann als Mitarbeiterin Hahns am Problem der Uranumwandlung und der Transurane. Sie war Jüdin. Als Österreicherin blieb sie jedoch zunächst vor einer Verfolgung verschont. Der Einmarsch deutscher Truppen in Österreich, das damit „Großdeutsches Staatsgebiet“ wurde, gab ihr 1938 ein unmißverständliches Zeichen zur Flucht.

Sie hatte sich eben für die Weihnachtstage in ein zur Winterzeit menschenleeres Strandbad der schwedischen Küste zurückgezogen, als der Brief Hahns sie erreichte. Ihr bereits 1934 aus Deutschland geflohener Neffe, der Physiker O. Frisch, der am Institut des berühmten Niels Bohr in Kopenhagen arbeitete, war zu Besuch eingetroffen. Während Hahn noch an der Richtigkeit der Ergebnisse seines Experiments zweifelte, fanden Tante Meitner und Neffe Frisch an einem

kalten Winterabend in der altmodischen Familienpension des schwedischen Seebades eine bescheidene Erklärung: Wenn ein Beschuß von Uran mit Neutronen Barium ergab, dann mußten Urankerne in ungefähr gleich große Teile gespalten werden. Das Ungewöhnliche dieser neuartigen Kernreaktion war die von Frisch und Meitner errechnete, frei werdende Energiemenge.

Als Frisch gleich nach den Weihnachtstagen nach Kopenhagen zurückgekehrt war und Niels Bohr die große Neuigkeit berichtete, rief dieser aus: „Wie haben wir das nur so lange übersehen können!“

Bereits im Februar 1939 veröffentlichte die englische Zeitschrift „Nature“ die von Lise Meitner und Frisch gefolgerte, aufsehenerregende Deutung des Hahnschen Experiments. Die Gedanken schienen sich zu überschlagen; denn fast gleichzeitig, am 1. Februar, war in der Pariser Zeitung „Temps“ die trockene Notiz zu lesen: Das Ehepaar Joliot-Curie habe unabhängig von anderen Forschern die Uranspaltung nachgewiesen und — das war das Wichtigste — und vermute, daß bei der Spaltung einer Uranart, einer Isotope des Urans 238, Neutronen frei werden.

Daß beim Beschuß von Uran mit Neutronen Atomkerne gespalten und Energien frei wurden, wie Meitner und Frisch erklärt hatten, das war eine Sensation für die Wissenschaft. Darüber hinaus eröffneten sich jedoch unmittelbar keine Aussichten für irgendeinen praktischen Nutzen. Die Zahl der gespaltenen Atomkerne war nämlich so gering und spielte sich in so winzigen Dimensionen ab, daß die Forscher bereits vier Jahre lang Atomkerne gespalten hatten, ohne dies trotz hochempfindlicher Meßgeräte bemerkt zu haben. Wenn jedoch, wie das französische Forscherpaar vermutete, bei der Spaltung gewisser Urankerne Neutronen frei, das heißt neue Geschosse abgefeuert wurden, dann konnte eine

Kettenreaktion, die gewaltige Energien erzeugte, im Bereich des Möglichen liegen. Dieser Gedanke war nicht völlig neu, sondern schon zwischen 1932 und 1935 von den Physikern Houtermans, Szilard und Joliot-Curie jedoch als eine ganz ferne Ahnung ausgesprochen worden. Nun schien die Kettenreaktion in greifbare Nähe zu rücken.

Erregende Nachrichten

Als Frisch Niels Bohr von der Uranspaltung berichtet hatte, packte dieser gerade seine Koffer. Bohr galt als einer der großen Meister. Hielt er in den dreißiger Jahren in Kopenhagen Kongresse ab, dann strömte die Elite der Festspieler zu diesen sogenannten „Bohr-Festspielen“ zusammen. Nun wollte Bohr nach Amerika fliegen, um mit Einstein einige Probleme der theoretischen Physik zu besprechen. Als aufstrebende Ära des Dritten Reiches, hatte er Berlin den Rücken zugekehrt und in den Vereinigten Staaten eine neue Heimat gefunden. Damals kommentierte der französische Physiker Paul Langevin: „Das ist ein so großes Ereignis wie die Verlegung des Vatikans von Rom in die Neue Welt. Der ‚Papst der Physik‘ zieht um. Amerika wird bald das Zentrum der Naturwissenschaften sein.“

Nun überbrachte Niels Bohr diesem Amerika per Flugzeug die im alten Europa geborene Entdeckung der Uranspaltung. Bei seiner Ankunft fand er ein Telegramm von Frisch und Meitner vor: Eine Wiederholung von Heims Experimenten hatte Frischs theoretische Energieberechnung experimentell bestätigt.

Gleichzeitig mit Bohr war Enrico Fermi, der vier Jahre zuvor die Uranforschung ins Rollen gebracht hatte, in den Staaten eingetroffen. Seine Frau war Jüdin. Im September 1938 hatte

auch das faschistische Italien Rassegesetze erlassen. So setzte sich Fermi mit seiner Familie nach Stockholm ab. Hier nahm er den ihm verliehenen Nobelpreis (und die damit verbundene Geldsumme) entgegen und emigrierte nach Amerika. Als einer der ersten erfuhr Fermi durch Niels Bohr von der eben entdeckten Uranspaltung. Er veranlaßte sofort eine Wiederholung der Experimente an der Columbia-Universität. In der Nacht zum 25. Januar, als die Experimente kurz vor dem Abschluß standen, verließ er das Laboratorium, um an einer Physiker-Tagung in Washington teilzunehmen. Hier eröffneten Niels Bohr und Fermi den dort versammelten Wissenschaftlern die Nachricht von der Zertrümmerung des Urankerns.

Am anderen Morgen ließ sich Berkeley, der kalifornischen Universitätsstadt, der Physiker Dr. Alvarez gerade die Haare schneiden, als er plötzlich in der „Morgenpost“ einen Bericht in der Hand las. Mit genau zur Hälfte geschorenem Kopf und der Zeitung in der Hand rannte er zum Strahlungsinstitut. Außer Atem zeigte er seinen über den sonderbaren Haarschnitt bestürzten Kollegen die sensationelle Zeitungsnote.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde von der Uranspaltung in den Physiklaboratorien der Neuen Welt. Zu einer der schnell einberufenen Tagungen war der amerikanische Journalist William Laurence eingeladen. Hierüber berichtete er in seinem Buch „Die Geschichte der Atombombe“: „Ich sah die Physiker seltsame Hieroglyphen an die Tafel schreiben, hörte sie die Möglichkeit einer Kettenreaktion und des Freisetzens phantastischer Energien erwägen. Und während ich noch hörte und sah, begannen plötzlich die Zahlen in meiner Hand eine Kettenreaktion in meinem Hirn auszulösen.“

Nach Beendigung der Sitzung stürzte sich auf Enrico Fermi und Niels Bohr zu. „Wird dies alles nicht die Atombombe herbeiführen?“ entfuhr es mir. Die beiden Nobelpreisträger machten einen bestürzten Eindruck. Bohr blickte zur Decke und Fermi betrachtete mich etwas sonderbar.

„Theoretisch mag dies eines Tages möglich sein“, sagte Fermi, um das Schweigen schließlich zu brechen. „Aber dies liegt erst in weiter Ferne“, fügte er wie sich besinnend hinzu.

„Wie weit ist die Ferne“, fragte ich hartnäckig.

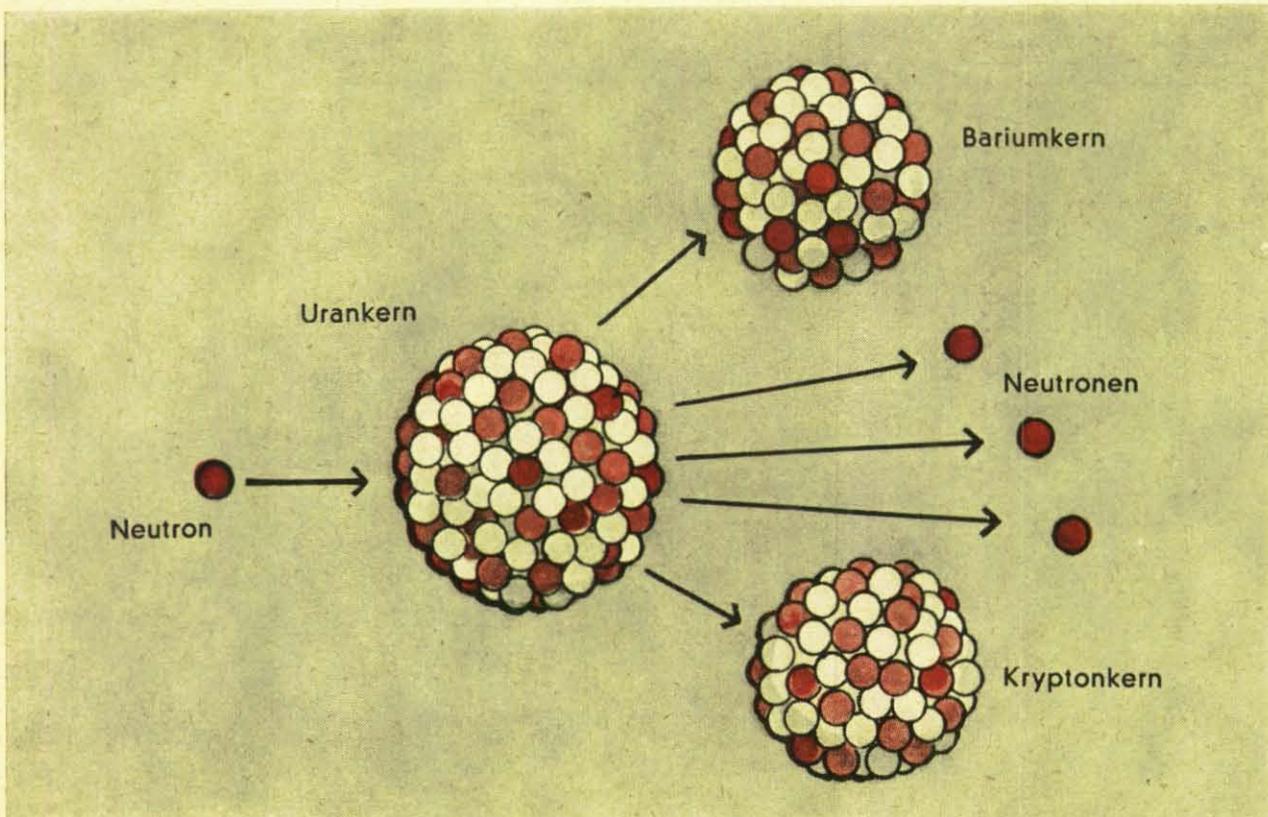
„Vielleicht fünfundzwanzig, vielleicht fünfzig Jahre.“

„Vielleicht wird Hitler in viel geringerer Zeit eine Atombombe herstellen“, gab ich zurück.“

Drohende Kriegsgefahr

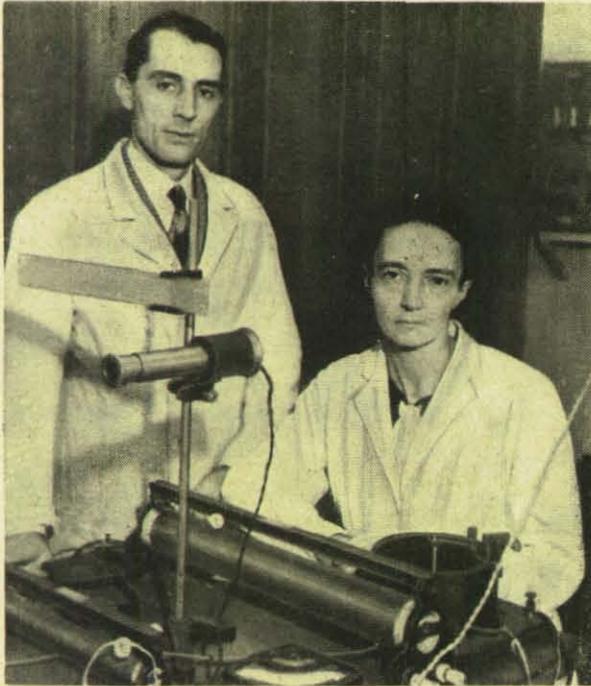
Düster zogen am politischen Horizont schwere Wolken einer drohenden Kriegsgefahr auf. Dem Einmarsch deutscher Truppen in Österreich folgte die Besetzung tschechischer Gebiete und des Memellandes. Die Münchener „Konferenz der Großen Vier“, Hitler, Mussolini, Chamberlin und Daladier, schienen den Frieden noch einmal zu retten. Oder war nur eine Galgenfrist erreicht?

Schon längst war die Freiheit in der weltweiten Gemeinschaft der Wissenschaftler nur noch eine Illusion. Schon längst war der Friede zerstört. Kaum hatte Hitler die Macht an sich gebracht, wurde mit politischem Fanatismus und Rassenhaß gegen zahlreiche Wissenschaftler vorgegangen. An der weltberühmten Göttinger Naturwissenschaftlichen Fakultät, an der sich fast



Schema einer Uranspaltung. Professor Otto Hahn entdeckte, daß beim Beschuß von Uran mit Neutronen Barium entsteht. Seine langjährige Mitarbeiterin Lise Meitner und deren Neffe O. Frisch fanden die Erklärung: Urankerne werden in zwei ungefähr gleich große Teile zersprungen, in Barium und Krypton. Kurz darauf konnte Frédéric Joliot-Curie feststellen, daß bei der Spaltung einer Uranart Neutronen frei werden. Wenn diese Neutronen als Geschosse weitere Urankerne spalten, dann bricht eine Kettenreaktion aus.

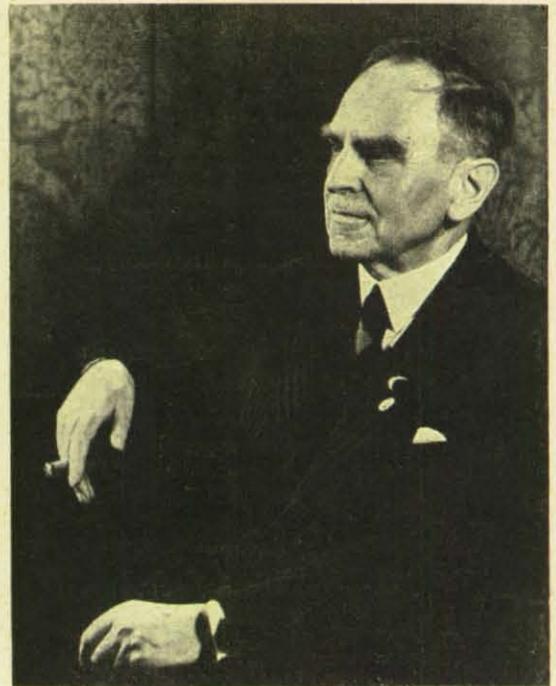
eten Hitlers Atombombe



Frédéric und Irène Joliot-Curie



Niels Bohr



Otto Hahn

all die Männer, die später Atom- und Wasserstoffbomben bauten, einst als junge Studenten eingefunden hatten, waren gleich nach der Machtübernahme sieben Professoren „beurlaubt“ worden. Der Mathematiker Courant versuchte mit dem Hinweis, er habe als deutscher Soldat während des ersten Weltkrieges einen Bauchschuß und Gasvergiftungen erlitten, seine Beurlaubung rückgängig zu machen. Vergeblich. Der auch später durch seine unantastbare Lauterkeit hervorragende Nobelpreisträger James Franck, den man seines internationalen Rufes wegen zunächst nicht anführte, trat von sich aus mit dem Protest zurück: „Wir Deutsche jüdischer Abkunft werden wie Fremde und Feinde des Vaterlandes behandelt.“

Nur wenige der bleibenden Wissenschaftler brachten den Mut auf, offen gegen die Ausstoßung ihrer Kollegen die Stimme zu erheben. Wie R. Jungk in seinem Buch „Heller als tausend Sonnen“ schreibt, wandten sich 42 Professoren in einem Brief an den Ortsgruppenleiter der NSDAP gegen James Franck, da er durch seinen Protestschritt der deutschfeindlichen Propaganda des Auslands Vorschub leistete.

Nicht nur in Deutschland, auch in Rußland und Ungarn wurden lange vor dem Ausbruch des zweiten Weltkrieges Männer der Wissenschaft ihrer Freiheit beraubt. Die meisten von denen, die sich vor den Konzentrationslagern retten konnten, fanden zunächst Zuflucht in Kopenhagen. Dort half ihnen Niels Bohr weiter, dem als hervorragendstem Wissenschaftler seines Landes eine Wohnung auf Schloß Carlsberg eingeräumt war und der weitreichenden Einfluß hatte. Der größte Teil der Emigranten fand in Amerika neue Lehrstühle an den Universitäten, neue Arbeitsplätze in den Laboratorien.

Die Amerikaner machten sich noch keine Sorgen um die Zukunft. Doch die Emigranten waren gebrannte Kinder und von einem tiefen Mißtrauen vor allem gegen die Machthaber in Deutschland erfüllt. Ihre Furcht vor einem atombewaffneten Hitler gab den Anstoß zu den Forschungsarbeiten, die zum Bau der Atombomben führten.

Noch war völlig ungewiß, ob sich die Waffe überhaupt herstellen ließ. Bevor jedoch Gewißheit erlangt sei, hielt es der aus Ungarn emigrierte Leo Szilard für richtig, keine Berichte mehr zu veröffentlichen, die den Deutschen eventuell weiterhelfen könnten. Für seine in der offenen, freien Welt der Wissenschaft ungewöhnliche Idee einer selbstaufgelegten Geheimhaltung, fand Szilard zunächst kaum Gehör. Anfangs stimmten nur drei weitere Emigranten zu, seine Budapester Landsleute Eugen Wigner und Edward Teller und der Wiener Victor Weißkopf. Am 2. Februar schrieb Szilard auch an Frédéric Joliot-Curie nach Paris: „Als Hahns Veröffentlichung vor vierzehn Tagen hier ankam, begannen sich einige von uns sofort dafür zu interessieren, ob Neutronen bei der Zertrümmerung von Uran freigesetzt werden. Es liegt auf der Hand, daß, falls mehr als ein Neutron befreit würde, eine Kettenreaktion möglich wäre. Unter gewissen Umständen könnte das zum Bau von Bomben führen, die ganz allgemein gesehen, sehr gefährlich wären, besonders aber in den Händen gewisser Regierungen.“

Als Joliot-Curie Szilards Brief erhielt, stand er gerade vor dem Abschluß von Experimenten, die bewiesen, daß mehr als ein Neutron frei wurde. Sollte er, Frédéric Joliot-Curie, kurz vor einem ersehnten, sichtbaren Erfolg haltmachen? Um eine Nasenlänge war ihm Chadwick 1932 mit der Auffindung des Neutrons zuvorgekommen, um eine Nasenlänge war er von Hahn bei der Entdeckung der Uranspaltung geschlagen worden. Frédéric Joliot legte Szilards Brief beiseite und veröffentlichte in aller Eile das Ergebnis seiner Experimente, welche die Möglichkeit einer Kettenreaktion wahrscheinlich machten.

Der Kreis um Szilard und die Furcht vor Hitlers Atombombe wuchs mehr und mehr. Mancher Physiker glaubte, Hitler halte das Rezept für den Bau von Atombomben schon in der Hand. Wie sollte es sonst zu erklären sein, daß der Diktator, daß Deutschland — ein kleiner Fleck auf dem Globus — der ganzen Welt so dreist die Stirne

bot? Mit der Besetzung des Sudetenlandes waren die reichen, heute im russischen Machtbereich liegenden Uranbergwerke von Joachimstal in deutsche Hände gefallen. (Seit Madame Curies Entdeckung wurde aus Uranerzen das kostbare Radium gewonnen.)

Über Einstein versuchte die Gruppe um Szilard, dessen gute Beziehungen zum belgischen Königshaus bekannt waren, die Ausfuhr von in Belgisch-Kongo gefundenen Uranerzen nach Deutschland verbieten zu lassen.

In Deutschland hatten die Physiker Joos und Hanle das Ministerium für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung auf die Möglichkeit einer „Uranmaschine“ aufmerksam gemacht. Auf einer am 30. April einberufenen Sitzung wurde beschlossen, die Möglichkeit von Kernenergie zu untersuchen. Alle Teilnehmer der Konferenz wurden zur Geheimhaltung verpflichtet. Der Mitarbeiter Otto Hahns, S. Flügge, der wie sein Meister als Chemiker nicht zur Konferenz eingeladen und so auch nicht zum Stillschweigen verpflichtet war, hielt eine Geheimnistuerei für gefährlich und veröffentlichte einen langen Aufsatz über Fragen der Kernenergie.

Den amerikanischen Forschern blieb nicht verborgen, daß in Deutschland kaum noch etwas über Kernspaltungen veröffentlicht wurde. Als Flügges Aufsatz erschien, fürchteten einige unter ihnen, die Deutschen könnten schon so weit sein, daß sie es nicht mehr nötig hätten, Flügges Mitteilungen geheimzuhalten, da sie schon veraltet seien.

Wissenschaftler mobilisieren das Weiße Haus

Ein erster Vorstoß Fermis bei der amerikanischen Marine, die Regierung der Vereinigten Staaten auf die möglichen Gefahren der Kernenergie hinzuweisen, mißlang.

Der Gruppe um Szilard eröffnete sich ein Weg zum Präsidenten Roosevelt über den Bankier und Privatgelehrten Alexander Sachs. Seiner meist zutreffenden Wirtschaftsprognosen halber wurde er vom Präsidenten

geschätzt. Er hatte unmittelbaren Zutritt zum Weißen Haus. Um ihrer Eingabe Gewicht zu verleihen, ließen Szilard und die ihm gleichgesinnten Kollegen ein Schreiben, in dem auf die Gefahr eines atombombenbewaffneten Hitlers hingewiesen wurde, von Albert Einstein unterschreiben. Er war immer bereit, sich für eine „gute Sache“ einzusetzen.

Mit diesem von Einstein unterschriebenen Brief bewaffnete sich Sachs. Bei seinem ersten Vorstoß konnte er dem Präsidenten für Neutronen und Isotope kein Interesse abgewinnen. Doch fand sich Sachs am nächsten Tag wieder zur Frühstücksrunde des Präsidenten ein. Und während Roosevelt an seinem mit Sirup bestrichenen Maispfannkuchen kaute, erzählte ihm Sachs die Geschichte von dem englischen Erfinder Fulton, der Napoleon den Bau von Dampfschiffen vorschlug, mit denen er England hätte erobern können. „Was“, hatte Napoleon schallend gelacht, „Schiffe ohne Segel, die gibt es doch nicht!“ Nun begriff der Präsident. Die Erforschung der Kernspaltung lief in Amerika offiziell an. Die zur Verfügung gestellten Mittel waren noch gering. Bald jedoch, genau einen Tag vor dem japanischen Überfall auf Pearl Harbour, mit dem Japan in den zweiten Weltkrieg eingriff, begann Amerika sein Uranprojekt mit aller Kraft vorwärtszutreiben.

Nach dem Abwurf der ersten Atombombe auf ein fast geschlagenes Japan hat Albert Einstein bereut, daß er den Brief an Roosevelt unterschrieben hatte und erklärt: „Wenn ich gewußt hätte, daß es den Deutschen nicht gelingen würde, die Atombombe zu bauen, hätte ich keinen Finger gerührt.“

Unsere nächste Fortsetzung berichtet über das deutsche Uranprojekt während des zweiten Weltkrieges.

Bertram lebt gefährlich

Episoden aus dem Leben eines Vielbegehrten

2. Fortsetzung

12 557 Mark repräsentieren einen großen, für den heruntergekommenen Schauspieler Walter Bertram einen ungeheuren Wert. Indessen: was bedeuten 12 557 Mark, wenn er mit einer anspruchsvollen, verwöhnten Frau leben will? Sie könnte ihr Vermögen mit dem seinen zusammenlegen. Ganz gewiß wäre sie dazu bereit, nachdem sie ihm mit einer noblen Geste 10 000 Mark ausgeliefert hat. Doch wie paradox: er, der bedenkenlos ihr Geld nimmt, will nicht von ihrem Geld leben. Er will von seinem Geld leben, das er in dem weiten Haus erraffen will. Mit seinem Geld will er Vera alle Schönheiten der Welt erschließen — der Neuen Welt. Das ist sein Ehrgeiz. Das hat er sich in den Kopf gesetzt. Das ist eine Dummheit, wie sich bald erweisen wird, aber welcher Verbrecher begeht keine Dummheit, wenn er den Verstand ausschaltet und sich von gefühlsmäßigen Spekulationen lenken läßt? Wenn er einer Versuchung erliegt, der schon charakterfestere Menschen erlegen sind als der kleine Schauspieler Walter Bertram?

Über Travemünde spannt sich ein strahlend-blauer Himmel. Junge Mädchen in dreivierteltägigen Hosen laufen schnatierend und kichernd zum Strand. In der Ferne rauscht das Meer. Es rauscht wie die wachen Kiefern im Tegeler Forst, die Walter Bertram in einsamen Nächten hörte, wenn der kühle Herbstwind durch ihre Kronen strich. Der große, schlanke, elegante Mann, der auf den Bahnhofplatz hinaustritt, macht einen Bogen um den Polizisten und schlägt den Weg in die Stadt ein. Er kennt den Weg, er ist ihm bei seinen gelegentlichen Besuchen gegangen, die ihn vom Timmendorfer Strand nach Travemünde führten. In jenen Tagen, als ... nein, lieber nicht daran denken! Er steigt nicht in einem Hotel ab. Ein Hotel, überlegt er, könnte ihm jetzt gefährlich werden. Es war schon in Hamburg nicht ungefährlich. In einem Hotel sucht die Polizei zuerst. Es war ein Fehler, daß er in Timmendorf in ein Hotel ging. In der „Rose“ hängt in einem kleinen Fenster ein Pappschild: Zimmer frei. So etwas braucht er. Wo er unbeobachtet ist. Wo ihn nur der freundliche Wirt und seine runderliche Frau kennen. Wo man nicht so genau auf seinen Personalausweis schaut. (Man hat es auch in Hamburg nicht getan.) Albert Wieland, schreibt er auf den Anmeldezettel. Albert Wieland, Diplom-Ingenieur aus Hamburg.

Unangenehme Begegnung

Der Abend senkt sich über das Meer. In der Ferne steigt am Dampfent die dünne Rauchfahne eines Dampfers empor. Irgendwo blinken weiße Pünktchen über dem Wasser. Der Leuchtturm ist in Betrieb, sein Licht erlischt und leuchtet wie eine Flamme, die in ständigem Wechsel in sich zusammensinkt und wieder auflodert. Der große, schlanke Mann blickt einen Augenblick zu ihm empor, bevor er das weiße Haus gegenüber dem Bahnhof betritt. In den Kolonnaden stößt er mit einer jungen, blonden Frau zusammen. „Verzeihung“, murmelt er. Die Frau bleibt stehen, sieht ihm nach. „Walter“, sagt sie halblaut. Er fährt herum: Er traut seinen Augen nicht. Die Selma. Selma Kubitz. Er verbrachte schöne Stunden mit Selma in Timmendorfer Strand. Er hat oft an sie gedacht, wenn er durch die Gitter zu dem Stückchen

Tegeler Himmel hinauf sah. Jetzt wünscht er Selma zu allen Teufeln. Sie lächelt ihn an. Er lächelt nicht. Nicht einmal Wiedersehensfreude heuchelt er. „Freust du dich nicht, Walter?“ fragt Selma.

Er sieht auf ihre rechte Hand, findet das erklärende Wort: „Wie soll ich? Du trägst einen Trauring. Wie soll ich mich da freuen?“

„Du hast dich nie mehr gemeldet“, rechtfertigt sich Selma. „Ich dachte ... nun ja, was man so denkt, wenn ein Mann plötzlich aus dem Leben einer Frau verschwindet.“

„Du dachtest, ich hätte mich — ich hätte mich einer anderen Frau zugewandt“, fragt er.

„Gewiß“, entgegnet sie, „was sollte ich sonst denken.“

„Eben, was solltest du sonst denken. Aber es stimmt nicht. Dringende Geschäfte steifen mich ab. Ich konnte dir nicht mehr auf Wiedersehen sagen.“

Sie mustert ihn mit Wohlgefallen. „Ich glaube dir, selbstverständlich“, sagt sie spöttisch, „nur solltest du dir Besseres einfallen lassen. Mir ist es doch jetzt egal ...“ Sie reicht ihm die Hand ... die geküßten, langen Finger, die er so oft geküßt hat, wenn sie mit ihm im Strandkorb saß. „Lebe wohl, ich habe mich gefreut, dich noch einmal zu treffen. Es war wohl das letzte Mal. Morgen fahren wir nach Italien. Sozusagen zur Nachkur.“

„Schade“, sagt der Mann. Aber er fühlt sich erleichtert. „Laß es dir gut gehen, Selma.“

Sie huscht um die Ecke. Auf seiner Stirn perlen Schweißtropfen. Sie weiß nichts, stellt er fest. Ein Glück, daß sie nichts weiß. Das Glück begleitet ihn immer noch. Dies Bewußtsein hebt seinen Mut, stärkt die Kraft, stimmt ihn fast fröhlich. Heiter betritt er den Spielsaal ...

Katastrophe einer Nacht

Das erste Mal in seinem Leben steht Albert Wieland in einem Spielsaal. Das quirlende, nervöse Hin und Her verwirrt ihn, lange kann er sich nicht entschließen, zu spielen. Das Herz schlägt ihm bis zum Halse, seine Kaltblütigkeit verläßt ihn, er will hinauslaufen, doch allmählich gewinnt er seine Ruhe wieder und faßt den Entschluß, heute nichts zu unternehmen. Er will das Spiel kennenlernen. Weder Theorie noch Praxis sind ihm vertraut. Und er lernt, daß man sich vor dem Roulette gelassen, selbstsicher und unbekümmert benehmen muß. So, als sei er Stammgast vor der rollenden Kugel. Aufmerksam studiert er die steinernen Mienen, die ruhigen Bewegungen, die Technik der Spieler. Seine Armbanduhr zeigt die elfte Nachtstunde an. Die Tische leeren sich. Zurück bleiben die passionierten Spieler. Die Besessenen. Die nur das Roulette sehen und sonst nichts: Rot und Schwarz, Schwarz und Rot, das sich drehende Rad, die lockenden, rettenden, vernichtenden Zahlen. Die aus Lübeck, aus Hamburg, aus Seegeberg, aus Pinneberg, aus Kiel, aus Flensburg herüberkommen, für einen Tag, für eine Nacht. Die in letzter Minute, wenn sie schon verloren haben, mit feberglänzenden Augen auch das Letzte noch setzen. Und auch dieses einbüßen. Nach elf Uhr wirkt das Roulette ansteckend. Es packt die Spieler und die Zuschauer wie eine Epidemie. Es packt den Mann mit den grauen Schläfen, der hinter einer aufgeschwemmten Brünnette steht. Der immer noch studiert.

Der sich vorgenommen hat, morgen zu setzen. Morgen ist auch noch ein Tag. Morgen wird er gewinnen, bestimmt. Plötzlich, er weiß nicht, wie es kam, sitzt er neben der Brünnette. Er zieht einige Hundertmarkscheine. Er zieht Brieftasche und wirft sie auf „Passe“. Er rechnet nicht, er fragt nicht, welche Zahl zuletzt herausgekommen ist, er spielt drauflos. Blind. Und gewinnt. Mehr, als er gesetzt hat. Neues Spiel, neuer Einsatz, neuer Gewinn! Über eintausend Mark Gewinn. Sein Gesicht glüht, über seinen Rücken laufen heiße und kalte Schauer, er fiebert, aber es ist ein herrliches, ein beglückendes, ein berauschendes Fieber. Nur wie im Traum erinnert er sich in der nächsten Stunde, daß er gewinnt und verliert, gewinnt und verliert, Hunderte, Tausende, daß die mittleren Zahlen fast immer kommen, daß sie mit einer Regelmäßigkeit wiederkehren, die in ihm den Glauben an einen Sieg, ein Glück, festigen. Achtzehntausend Mark besitzt er um dreiviertel Zwölf. Sechstausend hat er gewonnen. „Es ist genug“, sagt die Brünnette. „Sie dürfen sich nicht übernehmen.“ Er hört es im Traum. Ganz deutlich hört er es. Aber er träumt ja. Träume sind Schäume. Andere Zahlen kommen. Sie nehmen ihm zwei-, drei-, viertausend Mark. Er setzt auf die anderen Zahlen. Sie bleiben aus. Die mittleren sind wieder da. Auf jeder Zahl hockt ein Teufel und streckt ihm die Zunge raus. Und als der Zeiger die Mitternachtsstunde erreicht, liegen in der Brieftasche des Träumers noch acht Hundertmarkscheine. Achthundert Mark von achtzehntausend ...

Wie er aus dem Saal hinausgekommen, wie er draußen, an der Seepromenade, auf die Bank am Gebüß gesunken ist — er erinnert sich nicht. Als ihn am Morgen die Sonne wachküßt, reibt er sich die schmerzenden Schläfen. Er hat, den Kopf vornübergesunken, geschlummert, wüste Bilder haben ihn gepeinigt: ein drehendes Rad blauerschmelz mit einem Bündel blauer Scheine, das Rad verwandelt sich in das Maul eines Tieres, das die Scheine gierig fraß. Es ist aus, ist sein erster Gedanke. Alles aus. Achtzehntausend Mark ... Vera Reimann ... das Glück an ihrer Seite ... Ruhe und Frieden ... Untertauchen in Bolivien oder Paraguay: aus, vorbei, zerronnen, in einer einzigen Nacht zerronnen. Achthundert Mark! Sie reichen für die Überfahrt nach Kopenhagen. Und dann? Wenn Vera die Polizei alarmiert? Wenn die Polizei feststellt, daß ihre Angaben mit den Angaben von Hildegard Schadwinkel übereinstimmen? Ehe er in Kopenhagen das Geld für die Überfahrt nach Südamerika beisammen hat, sitzt er hinter Gittern. Stöhnend schlägt er die Hände vor die Augen. Zwei junge Männer, die mit großen, bunten Bällen und Badezeug zum Strand gehen, sehen ihn erstaunt an. „Hat wohl drüben Pech gehabt“, meint der eine. Wieland verspürt Hunger. Er schleppt sich zur Imbißhalle, einem runden Haus gegenüber dem Kasino. Seine Glieder sind matt und schwer wie Blei, mühsam schwingt er sich auf den hohen Hocker vor der Theke. Er bestellt eine Brühe mit Ei und ißt ein Bröstchen. Die Frau neben ihm streift ihn mit einem Seitenblick. „Schiefgegangen, wie?“ Er erkennt sie wieder: die Schwammige Brünnette aus der Nacht. „Ich habe Sie gerettet.“ Sie schiebt die Hand zu ihm hinüber: „Trösten Sie sich. Ich verlor vorgestern

viertausend und gewann gestern zwei-tausendhundert. Müssen Sie auch versuchen.“

„Danke, nein“, murmelt er, „ich bin bedient.“

„Sie haben wohl keine Ahnung vom Spielen?“ forscht sie.

„Nicht die geringste.“

„Nicht einmal theoretische?“

„Nicht einmal theoretische.“

„Sie sind verrückt ... entschuldigen Sie. Aber Sie sind verrückt.“

„Nichts zu entschuldigen. Ich bin verrückt.“

„Was werden Sie jetzt tun?“

„Nach Hause fahren.“ Er steigt vom Hocker, bezahlt und nickt der Frau zu: „Wünsche Ihnen mehr Glück als ich es hatte!“

Kopflose Flucht

Nach Hause ... hat er der Brünnette gesagt. Er lacht auf: wo ist mein Zuhause? Bei Vera? Nun ja, natürlich bei Vera! Ich Dummkopf! Warum es mir nicht gleich einfiel? Weshalb sollte sie mich der Polizei übergeben? Jetzt schon? Wenn ich zu ihr zurückkehre, wenn ich ihr erzähle, daß ich in vier bis sechs Wochen das Patent für das Patent erhalte, wird sie es mir glauben. Sie hat mir schon so viel geglaubt. In sechs Wochen besitze ich wieder Geld. Nein, von Vera werde ich es mir nicht holen. Von Vera ganz gewiß nicht ...

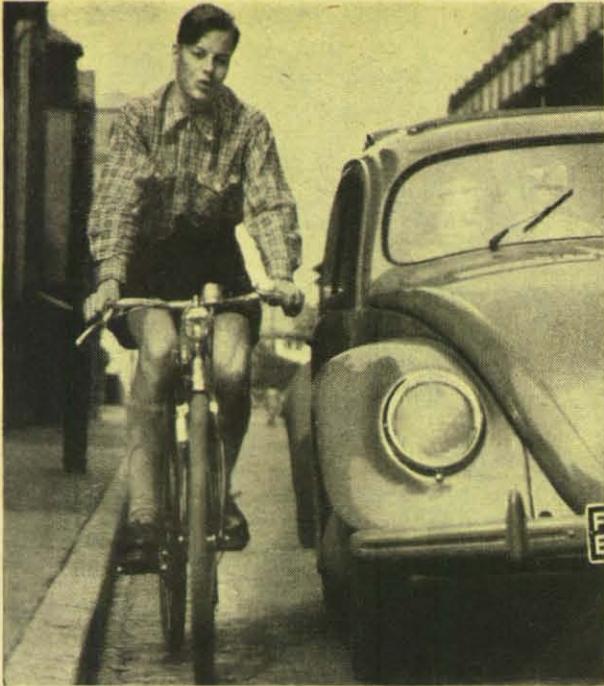
Wieland bleibt einige Tage in Travemünde, macht einen weiten Bogen um das weiße Haus und besteigt an einem regnerischen Morgen den Zug nach Hamburg. Das weiße Haus hatte ihn magnetisch angezogen, aber immer, wenn er in seine Nähe gelangte, kehrte er um und ging in die Stadt zurück. Er hatte das weiße Haus, denn er ist kein leidenschaftlicher, den schwarzen und roten Kugeln verfallener Spieler.

Vera Reimann fällt ihm um den Hals. Wie ein Rejmännchen wird selbst sie mit dem Mann durch die Wohnung, daß ihm der Atem wegbleibt. „Du hast mir so gefehlt, mein Liebling“, ruft sie, „du hast keine Ahnung, wie du mir gefehlt hast! Jetzt erst weiß ich, wie ich dich brauche, was du mir bedeutest!“

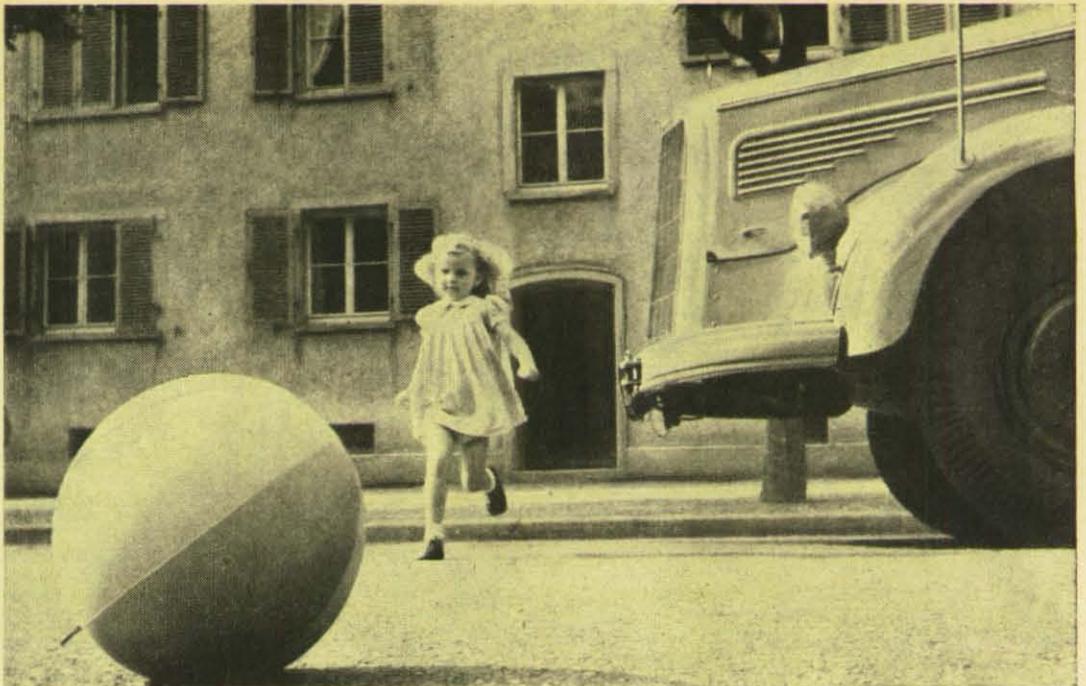
„Ich brauche dich auch“, murmelt er und denkt: wenn du ahntest, welche Wahrheit ich da ausspreche. Gerade jetzt, mehr denn je, brauche ich ihre Liebe, ihr Vertrauen und ihren Schutz. Doch was geschieht, wenn sie bemerkt, daß die Hunderttausende, die ihm das Patent einbringen soll, ausbleiben? Sie darf es nicht merken! Er wird es heranschaffen, das Geld, das verlorene, hat Pech gehabt, aber er wird das Glück zwingen ... ja, zwingen wird er es!

Doch schon am übernächsten Tage wird sein neuer Plan, der eigentlich nicht neu, sondern alt ist, durch ein unvorhergesehenes Ereignis zerrissen. Als er über den Jungfernstieg bummelt und seine Schritte zum Alsterpavillon lenkt, um eine Tasse Kaffee zu trinken, hakt sich sein durch ständigen Argwohn und sprunghafte Wachsamkeit geschärfter Blick an einem Manne fest, der ihm unauffällig folgt. Und doch nicht so unauffällig, um nicht von Albert Wieland bemerkt zu werden. Der Mann nimmt schnell auf einer Bank Platz, doch Wieland spürt, daß er ihn im Auge behält. Er geht langsam weiter, der Mann erhebt sich, schlendert

Fortsetzung Seite 18



Kraftfahrer sollten das wissen: Radfahrer können die Fahr- richtung nie so exakt einhalten wie ein Kraftfahrzeug. Vor allem nicht auf schlechten oder für Fahrräder ungünstigen Straßenober- flächen wie Sand, Schotter, nassem Asphalt. Darum: Radfahrer sollten immer in dem erforderlichen Abstand überholt werden.



Noch einmal gut gegangen. Laut kreischten die Bremsen, der schwere Lastzug konnte im allerletzten Augen- blick zum Stehen gebracht werden. Nicht auszudenken, was hätte geschehen können! Der Fahrer schnappte hinterher nach Luft vor Aufregung. Die Kleine hatte weder nach rechts noch nach links geschaut und war einfach drauflos gerannt, hinter dem geliebten Ball her. Auf der Straße spielende Kinder fürchtet jeder Autofahrer, weil sie in ihren Reaktionen unberechenbar sind. Spielen auf der Straße ist gefährlich! Eltern sollten daran denken!



Fast täglich ereignen sich Unfälle durch gedankenlos nach der Straßenseite hin geöffnete Wagentüren. Meist sind die Opfer Rad- oder Mopedfahrer, die wegen ihrer verhältnismäßig geringen Geschwindigkeit im allgemeinen mit dem Schrecken, einigen Schrammen oder einer verbogenen Lenkstange davonkommen.



Zu spät erkennt die Hausfrau, daß allzu große Eile nur schadet. Die Sitte, stark befahrene Straßen erst zur Hälfte und nach einiger Wartezeit, wenn die „Luft rein ist“, zur anderen Hälfte zu überqueren, führt bei engen Straßen mit starkem Durchgangsverkehr häufig zum Nervenschok. Wer einmal hilflos zwischen vorbeiflitzenden Fahrzeugen stand, tut so etwas so leicht nicht wieder. Die Aufmerksamkeit eines Fahrers braucht nur für Sekundenbruchteile abgelenkt zu werden — schon kann ein Unglück geschehen sein. Da heißt es: Fußgänger aufpassen!

Vorsicht Lebensgefahr!

**STRASSEN MIT
TAUSEND TÜCKEN**

Der LKW ist zu hoch beladen. ▶ Meist sind es Kisten, Bretter oder Holzscheite, die sich in solchen Fällen selbständig machen und oft sehr schwere Unfälle verursachen.





Napoleon ist der Vater unserer Alleen. Er wollte, daß seine Soldaten im Schatten marschierten. Heute noch schützen die Bäume die Straßendecken vor der Sonne, doch sie versperren auch die Sicht auf einmündende Nebenstraßen, und im Herbst bildet das Laub eine gefährliche Schmierschicht. Weniger Bäume wären da besser.

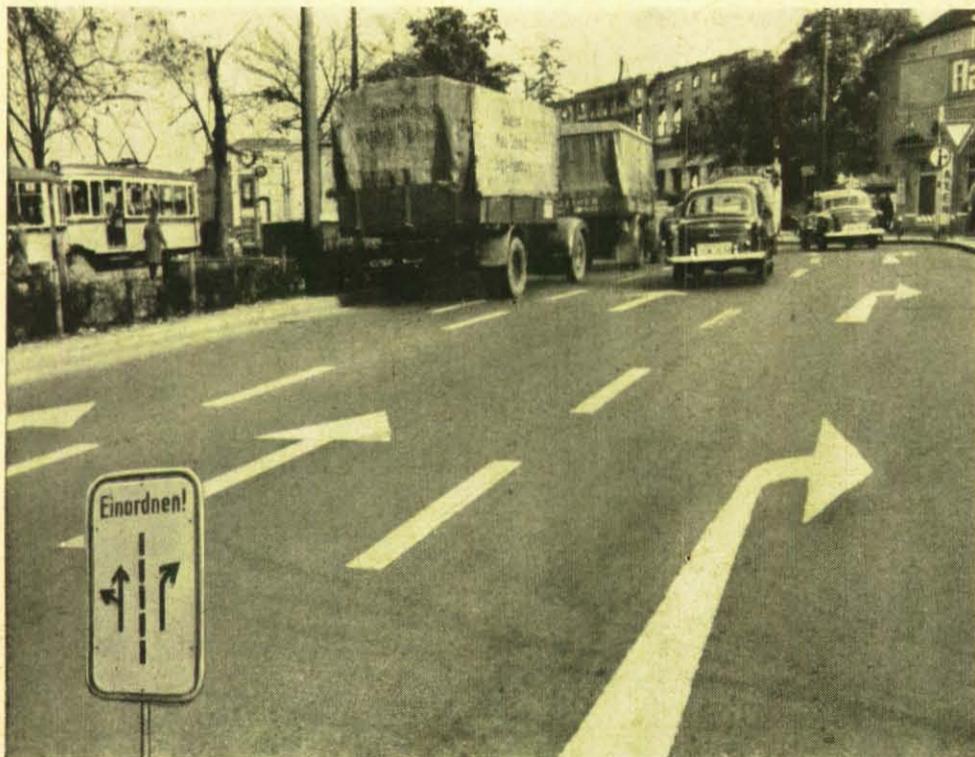
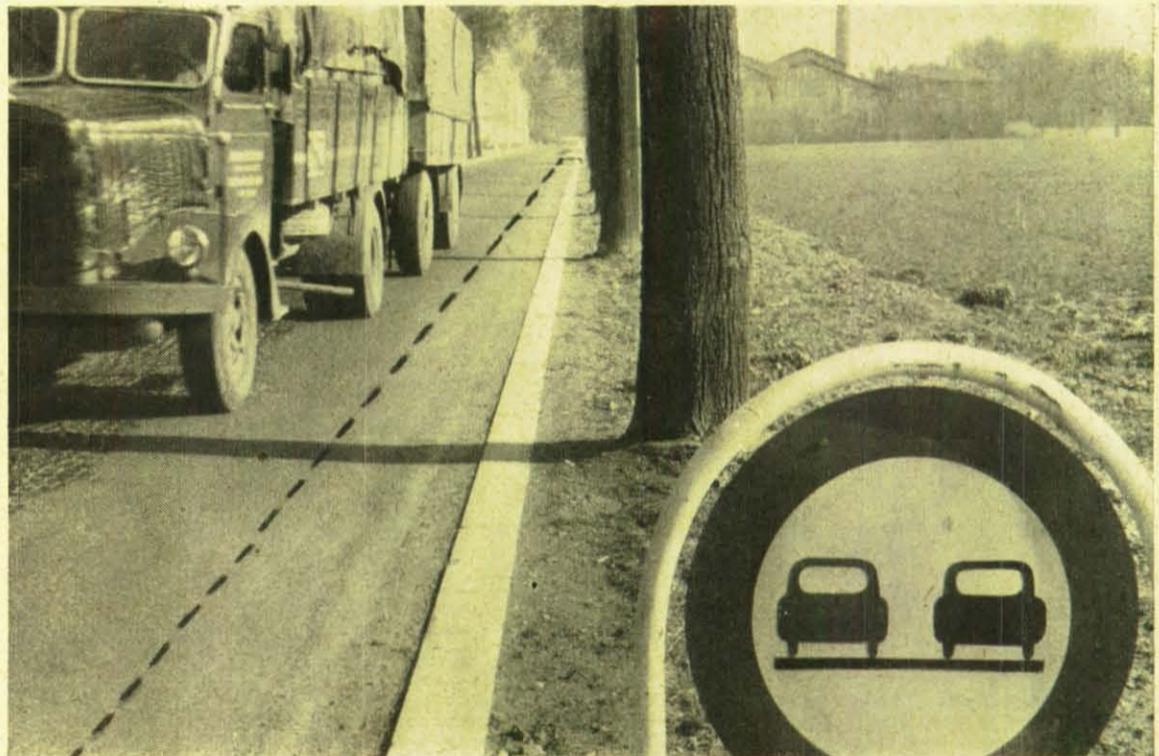
Der Wagen fuhr mit mittlerer Geschwindigkeit. Die Baumreihe versperrte die Sicht auf eine Kasernenausfahrt. Plötzlich sah der Fahrer ein Militärfahrzeug in die Straße einbiegen. Scharf bremste er ab und — landete an einem Chausseebaum. Auch dem Fahrer des Militärfahrzeuges hatten die zahlreichen Bäume die Sicht versperrt.



Vorsicht! Lebensgefahr!

Die Statistik sagt: Die schlimmsten Verkehrssünder sind die Fußgänger — weil sie oft gedankenlos und verträumt wie zur Postkutschenzeit über die Straßen gehen. An zweiter Stelle stehen die Radfahrer. Sie geben ungern und viel zu selten Richtungszeichen und halten Rückstrahler und verkehrssichere Bremsen oft für Schikane. Als Nummer drei werden die Kraftfahrer geführt — mit Nichtbeachtung des Vorfahrtsrechtes, gedankenlosem Kurvenschneiden und Öffnen der linken Wagentür ohne vorsichtigen Blick in den Rückspiegel.

Die Verkehrsteilnehmer kotern: In den Städten ist der Schilderwald oft zu dicht, zu unübersichtlich. Das „Einordnen“ haben sie besonders „gefressen“. Nicht jeder Fahrer ist ortskundig und weiß ohne „Nachhilfe“, ob er links, rechts oder geradeaus „muß“, wie es der Richtungsanzeiger verlangt. Auch an den Baumreihen längs der Landstraßen haben sie allerhand auszusetzen. Beim Wechsel aus einem sonnenüberfluteten Straßenabschnitt in eine Baumallee zum Beispiel machen die Augen manchmal nicht gleich mit. Damit wächst die Unfallgefahr, auch bei vorsichtigen Fahrern. Die Bäume sollten weniger dicht stehen. Warum? Wir versuchen, diese Verkehrsfragen in Bildbeispielen zu beantworten.



Diese Straße ist kürzlich verbreitert worden. Dennoch mußte ein Überholverbot erlassen werden. Lastzüge beanspruchen nach wie vor so viel Platz, daß entgegenkommende Fahrzeuge kaum vorbei können. In diesem Falle hätte nur eine radikale Maßnahme Sinn gehabt: Man hätte die Bäume einfach abholzen sollen.

Wohin die Pfeile führen, weiß in der Regel nur der heimische Fahrer. Der Fremde ist ihnen gegenüber böse „aufgeschmissen“. Wäre es nicht zweckmäßig, wenigstens auf den Schildern anzugeben, wohin, nach welchem Stadtteil zum Beispiel, man sich „einordnet“? Die Fahrer wären dankbar dafür.

Diese Verkehrsschilder stehen in Fahrtrichtung und so nahe an der Straße, daß sie bei Nacht von den Scheinwerfern angestrahlt werden können. Das wäre gut und schön, wenn sie nicht — lackiert wären! Der Lack wirkt wie ein Spiegel: die Aufschrift ist aus dem Wagen heraus nur mühsam zu entziffern.



AUTOS - schwer geprüft

FAHRZEUG-ÜBERWACHUNG IST KEINE SCHIKANE

Bei der neuen Kraftfahrzeug-Prüfstelle des Technischen Überwachungsamtes in Frankfurt geht es peinlich genau zu. Ob jemand sein Fahrzeug verkaufen will, ob er einen gebrauchten Wagen erwerben oder sich nur von der Verkehrssicherheit seines Fahrzeuges überzeugen möchte, immer gibt die Prüfstelle ein authentisches Urteil über den Zustand des Wagens ab.

Wer hat sich nicht schon gefragt, wenn er mit 100 oder mehr km/st über die Autobahn brauste: „Sitzen die Räder auch fest? Was würde geschehen, wenn jetzt die Spurstange bricht...?“ Wer sein Fahrzeug regelmäßig prüfen läßt, kann solchen Gewissensfragen entgehen.

Nur etwa 30% der Fahrzeuge verlassen die Prüfstelle ohne Beanstandungen. Bei dem gleichen Prozentsatz sind Reparaturen notwendig. Vier von 100 Fahrzeugen kann man aus Gründen der allgemeinen Verkehrssicherheit nur zur Reparaturwerkstatt oder gar zum Autofriedhof abschleppen.



Ihre „Bergprüfung“ müssen die Fahrzeuge auf einer kippbaren Plattform bestehen. Dabei wird festgestellt, ob die Handbremse dem Fahrzeug beim Halten am Berg einen absolut sicheren Stand verleiht. Die Plattform kann übrigens in einen „Berghang“ mit einer Steigung von 35% verwandelt werden. Ein Wagen, der solche Prüfungen besteht, wird seinen Fahrer selbst in den Alpen nicht im Stich lassen.

Wer zuviel Krach macht, macht sich strafbar. Das sollten sich besonders die Motorradfahrer zu Herzen nehmen, bevor sie mit dem „irrsinnigen“ Geknaller ihrer Maschinen harmlose Straßenpassanten zur Verzweiflung bringen. Es ist doch eine Kleinigkeit, sich bei den Prüfstellen, die es in jedem Kreise gibt, zu vergewissern, ob das Auspuffgeräusch des Fahrzeuges zu laut ist und den Vorschriften widerspricht.

Auf der Mattscheibe sieht der Prüflingenieur sofort, ob das Abblendlicht die richtige Höheneinstellung hat oder ob entgegenkommende Fahrzeuge geblendet werden können. Einfiacher, schneller und genauer kann man die Prüfung nicht vornehmen als mit diesem Gerät. Die neue Kraftfahrzeugprüfstelle des Technischen Überwachungsamtes in Frankfurt ist eine der modernsten behördlichen Prüfanlagen.

Oben „hui“ und unten „pui“. Die Grube bringt es an den Tag, wie ein Fahrzeug von unten aussieht, und oft sieht der Prüflingenieur schon auf den ersten Blick, wo hier der Hase im Pfeffer liegt. Auf diese alte, einfache, aber sehr bewährte Einrichtung kann trotz aller modernsten Testmethoden natürlich nicht verzichtet werden. Wollen Sie wissen, ob Ihr Fahrzeug oder das Fahrzeug, das Sie kaufen oder verkaufen wollen, „in Ordnung“ ist, dann lassen Sie es eine derartige Prüfung auf Herz und Nieren durchmachen.

Dieses Spezialgerät wurde aus den Vereinigten Staaten eingeführt. Es zeigt an, ob die Räder einer Achse beide den gleichen Sturz, also den gleichen Neigungswinkel zur Achse haben. Der geheimnisvolle Mechanismus des Gerätes ist unter der Erde verborgen, denn das Fahrzeug, das geprüft werden soll, braucht nur mit der Achse auf zwei in die Erde eingelassene Platten gefahren zu werden. Im selben Augenblick tritt die Meßapparatur neben der Bahn in Aktion und gibt den genauen Grad der Abweichung an.





Mit seinen riesigen Wäldern ist Kanada eines der reichsten Holzländer der Welt. Jedes Jahr, wenn die Zeit des Holzeinschlags gekommen ist, verwandeln sich die vielen großen und kleinen Flüsse des Landes in wahre „Holzströme“. Diese Luftaufnahme zeigt, so weit das Auge reicht, auf einem mittelgroßen Fluß nur Baumstämme, die nicht zu Flößen zusammengebunden werden, sondern ganz frei ihrem Bestimmungsort entgegengetrieben. Die Kreisbildungen sind rein zufällig.



An Ort und Stelle, wo sie gestanden haben, werden die gefällten Baumriesen von den Ästen befreit und auf Wagen verladen, die meist von Traktoren gezogen werden. Denn nicht alle Waldgebiete Kanadas sind von Flüssen durchzogen, die für das Flößen des kostbaren Holzes geeignet sind. Je nach dem Bestimmungsort ist häufig der Transport mit Wagen doch erheblich billiger.

Wandern

Der ZB-Reporter war für

Eine genauere Vorstellung von der gewaltigen Größe der kanadischen Wälder haben eigentlich nur die Piloten der kanadischen Luftwaffe und der verschiedenen Fluglinien. Wenn auf ihren Stufen zu den weit über das riesige Land verstreuten Flugplätzen stundenlang die unübersehbaren Wälder ihrer Heimat unter ihnen dahingleiten, dann sehen und verstehen sie, warum sich selbst die Technik des 20. Jahrhunderts bisher nur die Hälfte dieses weiten Gebietes, die allein schon eine Fläche von weit



In den oft reißenden Gewässern kommt es nicht selten zu Stauungen der Baumstämme. Dann heißt es für die Männer, in die Hände spucken und mit den Spezialstangen ans Werk gehen. Die Arbeit ist nicht ungefährlich, denn viele Holzfäller müssen auf der unsicheren Unterlage der getürmten Stämme auf dem Wasser stehen. Wehe, wenn die Stauung unerwartet gelöst wird und die Stämme plötzlich wieder ins Rollen kommen! Diese Tätigkeit forderte schon viele Opfer.



Kanadas Hauptstadt Ottawa ist seit ihrer frühesten Geschichte mit Holz- und Papierindustrie verbunden. Diese Industrie nahm im Laufe der Jahrhunderte einen immer größeren Umfang an. Unser Bild zeigt das Parlamentsgebäude, das von großen Holzbergen geradezu umflossen ist, denn ein Holzverarbeitender Betrieb reiht sich in weiter Runde fast lückenlos an den anderen.



Über eine Gleitschiene gelangt ein auf Maß geschnittener Baumstamm in eine der vielen Sägemühlen, die meist an den Ufern der Flüsse entstanden sind. Oft stehen die Sägen nicht still, denn Tag und Nacht wird hier während der Saison gearbeitet. Insgesamt sind sieben große Arbeitsgänge erforderlich vom Fällen der Bäume bis zu einem der zahlreichen Endprodukte, dem Papier.

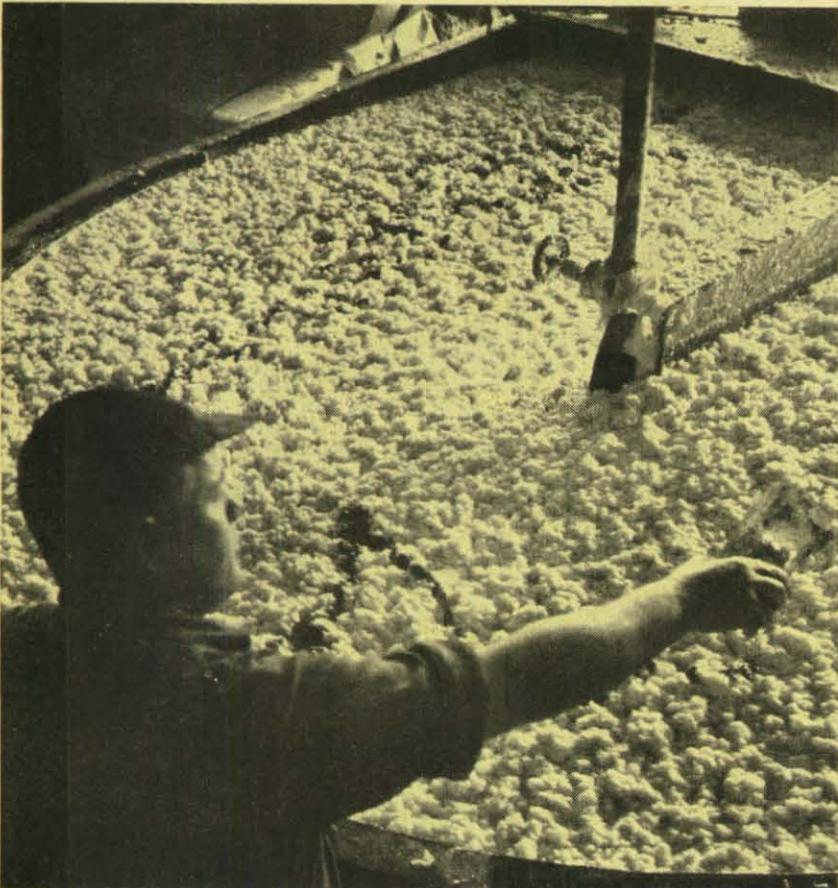
de Wälder

Sie im Herzen Kanadas

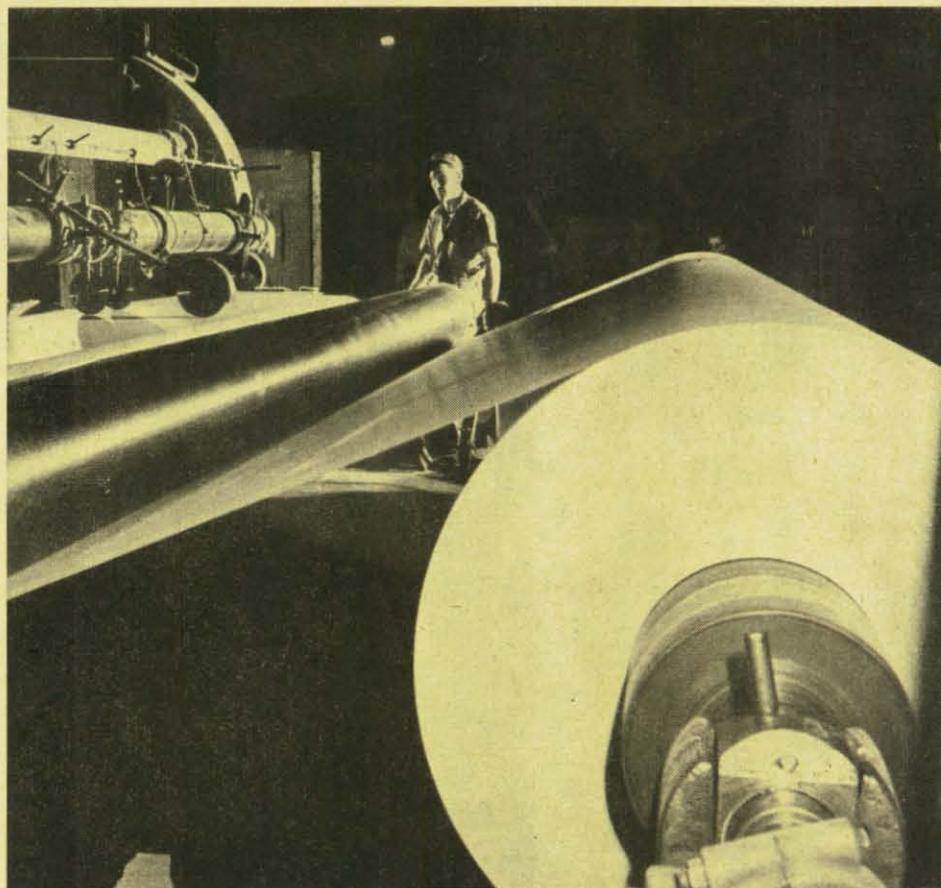
über 3 Millionen qkm bedeckt, nutzbar machen konnte und wie hart und schwer das Leben der Männer sein muß, die zu allen Jahreszeiten dort arbeiten müssen. Der Urtyp des kanadischen Holzfällers mit seiner Riesengestalt, den schweren, eisenbeschlagenen Schnürstiefeln und dem buntkarierten Flanellhemd ist wortkarg und rau, aber unbedingt zuverlässig und fleißig. Tagaus, tagein arbeitet er in den riesigen Wäldern, wie es schon vor ihm sein Vater und Großvater unermüdlich getan haben.



Bestandsaufnahme in einem großen Lager. In riesigen Schuppen sind Bretter und Balken jeder Größe und Dicke der verschiedensten Holzarten gelagert. Wenn auch ein großer Teil des Holzes exportiert wird, so erfordert der eigene Bedarf des Landes einen nicht unerheblichen Anteil. Denn in Kanada wird — wie könnte es in diesem Lande anders sein — in der Hauptsache mit Holz gebaut. Aus den Vorräten dieses Lagers könnten 750 Holzhäuser mit je 5 Räumen errichtet werden.



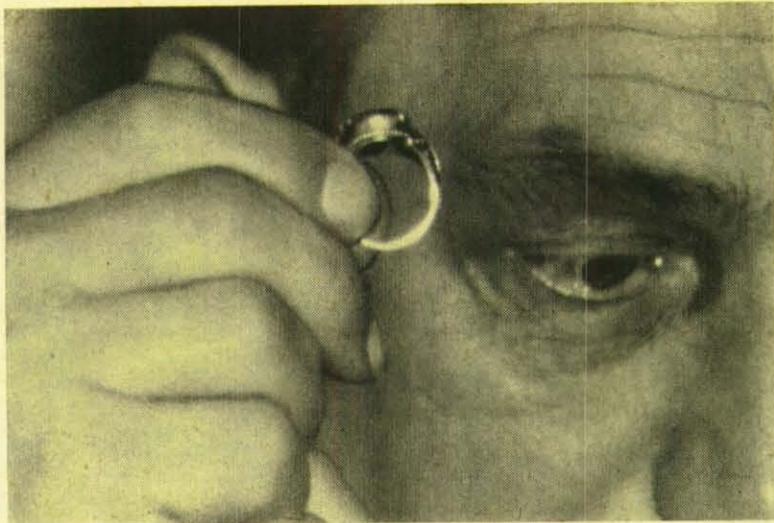
Verschiedene Arbeitsgänge technischer und chemischer Art, haben aus den harten Holzspänen feine weiche Fasern gemacht, wie sie als Vorprodukt zur Herstellung von Papier oder auch Stoffen benötigt werden. Mit Hilfe von Chemikalien und Farben kann man die verschiedensten Sorten von Papier und die unterschiedlichsten Effekte bei Stoffen erzielen. Wunder der Verwandlung!



Auf gewaltige Rollen werden die fertigen Papierbahnen aufgewickelt. Dann wandern sie hinaus zu den großen und kleinen Druckereien, wo sie mit Schlagzeilen der Weltereignisse, mit lokalen Nachrichten, mit Wichtigem und Unwichtigem bedruckt werden. Welcher Zeitungsleser ist sich eigentlich dessen bewußt, daß seine Morgenzeitung, die er tagtäglich gemütlich am Frühstückstisch liest, in Wirklichkeit gar nichts anderes ist als ein Stück verarbeitetes, verwandeltes Holz?



„Ihre Lebenslinie ist stark ausgeprägt. Bestimmt werden Sie 92 Jahre alt!“ Wer wollte sich dieser Botschaft verschließen, zumal der Handliniendeuter mit Lupe und Schieblehre eindrucksvoll hantieren kann.



„Der Träger dieses Ringes starb 1942“, behauptet der Hellseher und irrt sich gründlich. Das kommt vor. Denn Hellseher sind vorwiegend Telepathen. Bei Beratungen „zapfen“ sie ihren Klienten die seelischen Nöte ab, suchen die Charaktere zu erfassen und kombinieren ihre Eindrücke mit normalen Beobachtungen. Die Erfolge sind fragwürdig. Doch gibt es auch manchmal überraschende Leistungen.



Erdstrahlen werden hier nur mal ganz schnell gemessen. Sie sollen Blitzschläge, Autounfälle sowie auch bestimmte Erkrankungen hervorrufen. Das „siderische“ Pendel weiß davon, nicht aber die Physik.

Mit der linken Hand zum Herzen

Der Blick in die Zukunft



Wie Pilze aus der Erde schießen die Wahrsagerbuden! Sie fehlen auf keinem Rummelplatz und auch nicht in den Vergnügungsvierteln der Großstädte. Ihr Kundenkreis ist unbegrenzt, schließt alle Berufswege ein. Den „todsicheren Blick in die Zukunft“ läßt sich jeder etwas kosten. Die Buden ernähren daher nicht nur ihren Mann, sondern ganze Familien und Sippen.

Eins, zwei drei, vier, fünf, sechs, sieben! Mit gekrümmtem Finger tippt Frau Gorski auf die Kartenblätter, die vor ihr auf der schmutzigen Tischdecke ausgebreitet liegen. Murrend zählt sie weiter. Jede siebente Karte nimmt sie auf. Dann wirft sie einen forschenden Blick auf die weißhaarige Frau, die ihr gegenüber sitzt und sagt: „Machen Sie sich keine Sorgen. Ihr Sohn lebt und bald wird er bei Ihnen sein.“ Das runzelige Gesicht vor ihr verklärt sich. „Er lebt? Wirklich, er lebt! Ach, gute Frau, wie schön! Da kann ich ja ruhig noch ein wenig warten. Hauptsache, er kommt überhaupt zurück.“ Tränen rinnen über eingefallene Wangen. Mit zitternden Händen zieht die alte Frau fünf Markstücke aus der abgewetzten Handtasche und schiebt sie der Kartenschlägerin zu. „Vielen Dank, vielen Dank“, stößt sie hervor. „Nun hat mein Leben wieder einen Sinn, wenn der Heinz nun doch bald kommt. Manchmal wollte ich nicht mehr, müssen Sie wissen! Die kleine Rente und immer allein. Aber wenn der Heinz nun kommt, dann ist ja alles, alles gut.“ Die Freude belebt sie. Wie auf Flügeln geht sie nach Hause. Doch es kommt anders. Kameraden des Vermissten treffen ein. Sie berichten, daß Heinz kurz nach der Gefangennahme an den Folgen einer Verwundung gestorben ist. Und nun ist es aus. Die alte Frau bricht zusammen. Der Wechsel von freudiger Erwartung zum tiefsten Leid ist zuviel für ihr müdes Herz. Es hört zu schlagen auf. — Ob die Kartenschlägerin und mit ihr alle anderen Genossen und dunkler Zünfte sich auch einmal darüber klar werden, welche Folgen ihre Voraussagen haben können? Hoffentlich!

„Über kurzem Weg die große Liebe!“ Strahlend weist die Kartenschlägerin auf das Herz-As in ihrer Hand. Sie versteht ihre Kundschaft zu nehmen. Der Nachbarn wegen arbeitet sie hinter verschlossenen Türen, was die Sache noch geheimnisvoller macht. Erfolge, wie sie berühmten Kartenspielerinnen und Zigeunern nachgesagt werden, können darauf beruhen, daß durch die Spielkarten mediale Fähigkeiten angeregt und irgendwie geweckt werden.

WEGLOSE FLUCHT

Der Mann, der seinem Schicksal entgehen wollte

5. Fortsetzung

Lisi machte nur eine kurze Pause zwischen dem Italienischen Konzert und der Französischen Suite. Peter Poßhard lächelte. Arnold hatte es gern, daß Peter Poßhard lächelte. Helen sah herüber zu ihm. Sie hatte fragende Augen, und Arnold tat, als sähe er es nicht, daß sie so lange zu ihm herüberblickte.

Draußen rauschte der Regen. Dann waren sie wieder versunken, bis die junge Künstlerin ihr Konzert beendet hatte...

Arnold schreckte auf, als es still wurde und einer klatschte. Herr Etlle hatte sich aufgerichtet und klatschte. Jetzt erhob sich Herr Scheufeli. Arnold sah in sein rotes, gedunsenes Gesicht, das sich einer neuen Zigarre näherte, die er abzwickte und dem Munde zuschob. Sein Doppelkinn überquoll den Kragenrand. Auch Herr Nobile hatte sich erhoben. Auf der Diele draußen wurde ebenfalls geklatscht. So fühlte sich Arnold gedrängt, es gleichfalls zu tun. Er war hilflos dieser Nötigung gegenüber. Sein Blick suchte den Helens. Helen sah ihn an. Mit nachdenklichen Augen blickte sie zu ihm.

Er stand auf und ging zu Frau Poßhard, die allein, mit glücklichen Augen, in der Ecke stand und zusah, wie jetzt alle Lisi umgaben. Als Arnold zu reden begann, flammten die Lampen im Kristalllüster auf. Er sagte mit blinzelnden Augen:

„Madame, Ihre Tochter ist eine große Künstlerin. Ich kann nicht sagen, wie sehr mir das... wie sehr mir das gefallen hat.“

„Meine Tochter gibt sich Mühe. Sie ist noch Schülerin.“

Arnold schwieg. Helen sprach jetzt mit ihrer Schwester. Er nickte Frau Poßhard zu und ging zu Lisi, wo Nobile und Etlle standen. Das Mädchen hatte sich auf dem Hocker umgedreht und hörte, mit den Ellenbogen auf den Klavierdeckel gestützt, dem zu, was man zu ihr sprach.

Herr Etlle war lebhaft und erzählte, daß er die gleichen Stücke schon zweimal gehört habe, einmal in Luzern und einmal in Zürich, er erwähnte dabei die Namen zweier berühmter Pianisten, die damals konzertierten. Es war sehr überzeugend, wie Herr Etlle sprach; er war ein Musikkenner, ohne

Bei einem Bombenangriff wird der Schweizer Schriftsteller Naudeau Rollé, der beste Freund des deutschen Fronturlaubers Arnold Heim, in Hamburg getötet. Als Heim einem Friedhofwärter die Papiere seines toten Freundes übergibt, kommt es zu einer folgenschweren Verwechslung: Der Alte trägt nicht, wie es richtig gewesen wäre, den Schweizer Schriftsteller, sondern den deutschen Frontsoldaten Arnold Heim in das Totenregister ein. Damit wird aus dem Deutschen Arnold Heim der Schweizer Staatsangehörige Naudeau Rollé. Ohne sich einen rechten Begriff von der Tragweite des Geschehenen zu machen, setzt sich Heim in einen Eisenbahnzug und fährt nach Castagnola, dem Schweizer Wohnort seines Freundes. Dort wird er von Jean, dem alten Diener der Familie Rollé, empfangen, dem er sich voll anvertraut. Gemeinsam beschließen sie, daß Heim bis zur Beendigung des Krieges als Naudeau Rollé in Castagnola bleiben soll. Er wird polizeilich gemeldet, erfährt Einzelheiten aus dem Leben der Familie Rollé und lernt eines Tages Helen Poßhard, die anmutige Tochter seines Nachbarn, kennen. Er nimmt auch die Einladung zu einem Musikabend im Hause Poßhard an, den Lisi, die jüngere Tochter des Hauses, veranstaltet. Dort lernt er Freunde der Familie kennen.

Zweifel, er konnte Vergleiche machen, das war sicher. Aber Arnold wollte keine Vergleiche hören, und es widerstrebt ihm zu erfahren, was der blonde, gepflegte und behütete Herr Etlle alles sorgsam wußte. Er wollte nur der Künstlerin sagen, daß er ihr danke.

Lisi sah ihn an, er dankte ihr. Es klang abgehackt und übertrieben, wie er so sprach: „Ich danke Ihnen; ich habe so Schönes schon viele Jahre lang nicht mehr erlebt.“

Das Mädchen lächelte ungläubig. Nobile lächelte auch. Etlle zog die Brauen hoch und suchte Helens Augen. Helen aber blickte Arnold an, und als Arnold sie ansah, errötete sie und sah weg. Zu gleicher Zeit ließ sich Karl Scheufeli vernehmen. Er wehrte eben Vater Poßhard ab, der ihn zum Bleiben aufforderte.

„Mach jetzt Schluß mit der Visite,“ sagte Scheufeli. „Lisi hat es brav gemacht. Ohne Zweifel. Aber ich muß jetzt fahren, ich muß, ob ich will oder nicht. Wäre pflichtvergessen den Meinen gegenüber. Grüßti und Gesundheit bis zum nächstenmal!“

„Du wirst doch jetzt nicht, lieber Karl, wo die Schnäpse kommen und dein geliebter Hautes Sauternes und Brötchen. Geh, mach keine Geschichten! Mit dem Wagen bist du doch bald zu Hause!“

„Nein“, erwiderte Scheufeli und wurde ernst. „Man erwartet mich. Ordnung muß sein. A l'heure militaire!“ Er zog seine Taschenuhr, ging dann umständlich von einem zum andern und gab jedem die Hand. Bei Arnold hielt er zuletzt. Dabei sagte er:

„Waren in Deutschland. Sittenwidrig sagten Sie! — Ja, in Deutschland scheint es sittenwidrig geworden zu sein. Gute Nacht!“

Arnold nickte, und Karl Scheufeli schnaufte hinaus, eine Rauchfahne hinter sich lassend. Arnold war froh, daß Scheufeli gegangen war. Er war ihm zu wohlgenährt, und er stand zu stark von der Wichtigkeit seiner wohlgenährten Erscheinung überzeugt im Zimmer. So etwas störte jetzt Arnold. Seit Scheufeli gegangen war, wußte er, daß er so etwas nur schlecht ertragen konnte. Genauso wie er jetzt auch merkte, daß er den Herrn Egon Etlle schlecht ertragen konnte, der ihm gerade erzählte, daß sein Vater eine Uhrenfabrik besitze und daß diese Fabrik groß sei und ergiebig und daß er nicht nur Sohn des Uhrenfabrikanten Etlle, sondern auch begeisterter Hauptmann in der Schweizer Armee sei.

All das erfuhr Arnold, während sie herumstanden und das Dienstmädchen fahrbare Tischchen hereinschob und eine fahrbare Bar dazu mit vielen Flaschen, in denen rote, grüne, gelbe und wasserklare Flüssigkeiten schwankten. Sessel wurden um die Tischchen gestellt, und Herr Poßhard lud ein, Platz zu nehmen. Man setzte sich.

Arnold nahm eine der Zigarren, die herumgereicht wurden, und zündete sie an. Er sagte: „Bitte schön!“ und „Danke!“, als Helen ihm ein Gläschen füllte.

„Nehmen Sie Benediktiner oder Marsquin?“

Er sagte „Danke!“

Niemand wußte, welchen Likör er nun vorzog. Brötchen, mit Lachs, Sardinen und Eiern belegt, wurden herumgereicht. Etlle lächelte nachsichtig. Arnold hielt sich immer noch beim Likör auf und sagte: „Es ist gleich.“ Dabei sah er in das aufmerksame Gesicht Helens und senkte die Augen; es war ihm, als seien seine Augen starr und aufdringlich. Dabei fiel sein Blick auf Naudeaus Ring, den er heute am kleinen Finger der linken Hand trug. Er trug ihn so, weil Naudeau den Ring ebenso getragen hatte. Er dachte, daß Naudeau nicht gezögert hätte, zwischen zwei Getränken auszuwählen, und er fühlte, daß Etlle ihn treffen wollte, als dieser tat, was er unterlassen hatte.

„Mir geben Sie bitte den Benediktiner. Damit beginnt man am besten“, sagte er und gefiel sich nun auch als Kenner der Getränke. Arnold dachte: Er will Helen gefallen, zweifellos will er mit allen Mitteln dem Mädchen gefallen. Er erinnerte sich, daß Helens Vater Etlle als den Sohn eines Jugendfreundes und Kollegen vorgestellt hatte... Etlles Vater war Uhrenfabrikant. Arnold dachte daran, daß Jean erzählt hatte, daß Poßhard neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten Teilhaber einer Uhrenfabrik sei. Und dieser blonde, aufgebügelte Schöbling des Uhrenfabrikanten Etlle verbrachte seine freie Zeit im Tessin und im Hause Poßhard. Und wenn er sich setzte, setzte er sich in der Nähe Helens nieder. Und wenn Helen irgendwo stand, bald stand er neben ihr. Arnold überlegte viel. Da wandte sich Herr Poßhard an ihn und fragte leutselig:

„Gefällt es Ihnen bei uns, Herr Rollé? — Schön, daß Sie gekommen sind.“

„Es war ein großer Genuß, Herr Poßhard“, antwortete Arnold schnell.

Copyright: Prometheus-Verlag, Gröbenzell

„Wie lange sind Sie eigentlich schon im Lande?“ fragte Poßhard.

Arnold überlegte zögernd:

„Zwei bis drei Monate — ja, drei Monate sind es schon. Die Zeit vergeht wie im Fluge.“

„Wo waren Sie in Deutschland?“

„Zuletzt in Hamburg.“

„Hamburg! — Ist wohl jetzt ganz zerstört?“

„Zum großen Teil, zum Teil, wenigstens wie ich es in Erinnerung habe.“ Arnolds Backenmuskeln hoben und senkten die Haut, als er wieder schwieg.

Poßhard fragte, und alle hörten aufmerksam zu:

„Waren Sie nach den großen Angriffen in Hamburg? Es muß fürchterlich gewesen sein. Wir lasen es in der Zeitung. Wir hörten davon im Radio. Riesenbrände. Hunderttausend Tote! Manche sagten: zweihunderttausend! Was sind das für Zahlen!“

„Jaja“, sagte Arnold. „es ist schon nicht zu glauben, was das für Zahlen sind, und was da alles geschieht.“

„Das haben Sie mitgemacht, freiwillig mitgemacht?“ fragte Lisi.

Atomstrahlenwarner

Den kleinsten Atomstrahlenwarner der Welt hat eine deutsche Radiofirma entwickelt. Das Gerät, das nur 190 DM kostet, ist nicht viel größer als eine Zigarettschachtel. Man kann es also stets mit sich herumtragen. Durch einen Druck auf den Bedienungsknopf kann der Atomstrahlenwarner in Betrieb gesetzt werden. Dabei werden die Zählrohrimpulse im Kleinhörer als Knacklaute vernehmbar. Je schneller sich diese einzelnen Knacklaute folgen, desto stärker ist die radioaktive Strahlung. Erst wenn sich die verschiedenen Knacke nicht mehr unterscheiden lassen, sondern in ein einheitliches Geräusch übergehen, wird das zulässige Maß des Ertragbaren für den Menschen (Toleranzdosis) allmählich überschritten. Und es ist an der Zeit, entsprechende Vorkehrungen für den eigenen Schutz zu treffen.

Sie sah sehr traurig aus, als sie das fragte.

„Ich war — in Hamburg dabei. Die erste Nacht war ich dabei. Am nächsten Tag reiste ich ab. Was man da so Abreisen nennt.“

„Dann konnten Sie Ihrer Zeitung Bericht erstatten“, sagte Helen. „Gehen Sie nur nie wieder fort, um so etwas berichten zu können!“

Arnold schwieg, und es fiel ihm ein, daß er es bis jetzt unterlassen hatte, mit Naudeaus Zeitungen Verbindungen aufzunehmen. Das erschreckte ihn, Hitze stieg ihm ins Gesicht. Nach einer Pause sagte er:

„Ich bin froh, daß ich hier bin. Sie werden es mir glauben. Ich habe Trauriges gesehen und Schreckliches und Unfaßbares. Ich bin froh, daß ich hier bin. Wer aus einer deutschen Großstadt kommt, kommt mitten aus dem Krieg. Und hier war nun Fräulein Lisis Konzert. Davon sollten wir sprechen, nicht von dem, was ich... Die andere Welt. Sie verstehen, was das für mich ist... Man muß das alles ge-



...darf es etwas mehr sein, Herr Schlachtermeister? Vielleicht ein kleiner Säumniszuschlag??

waltsam vergessen, sonst wird man bitterböse."

Herr Poßhard lächelte begütigend und hob sein Glas.

„Auf den glücklichen Heimkehrer!“
„Danke“, sagte Arnold, hob ebenfalls sein Glas und trank es leer.

„Und die Ditschen?“ fragte Etlle und leerte sein Glas. „Sind sie jetzt auch heroisch, wo es für sie gefährlich wird?“

Arnold zögerte ein wenig und erwiderte ernst:
„Sie sind sehr tapfer.“

Etlle starrte Etlle an. Diese Antwort gefiel ihm nicht. Arnold bemerkte es und ergänzte seinen Satz:

„Die Frauen, die Greise, die Kinder, die Kranken, alle sind sie tapfer. Viele helfen einander. Tag und Nacht erwarten sie den Tod oder etwas noch Schrecklicheres. Die Ernährung ist mangelhafter. Da sind sie eben sehr tapfer.“

„Haben sie es denn anders verdient?“
Etlles Satz hing plötzlich in der Luft und fiel ein allgemeines Schweigen. Er war voller Haß. Alle fühlten es. Arnold wurde starr.

„Sie verallgemeinern. Hasser verallgemeinern falsch. Es ist wohl so, daß so etwas schuld ist... ich meine...“

Arnold zog an seiner Zigarette und blies den Rauch von sich. Er sprach nicht mehr weiter. Er wußte, daß er zu aufgebracht war, um ruhig sprechen zu können.

Egon Etlle suchte nach einer Erwidern. Es war ihm anusehen. Herr Poßhard wandte sich an Etlle und zog dann alle in seine Worte ein:

„Wir müssen bedenken, daß Herr Rollé aus Deutschland kommt. Er hat dort lange gelebt, hat alles mit eigenen Augen gesehen, mit eigenen Ohren gehört. Überall gibt es gute und schlechte Menschen, nirgendwo leiden jetzt die Guten so wie in Deutschland. Wenn man mit eigenen Augen sieht, dann ist es etwas anderes, als wenn man eine Zeitung aufschlägt und sich dabei Gedanken macht. Phantasie ersetzt niemals die Wirklichkeit.“

Helen schenkte Arnolds Glas ein. Arnold hob es hoch, trank es leer. Er nahm sich vor, vorsichtig zu sein. Die Worte des alten Herrn freuten ihn. Er sagte und wunderte sich, wie ihm die Erregung die Sätze eingab:

„Ich hatte einen Freund, der war Soldat an der Ostfront. Der lehnte den Krieg genauso ab wie Sie, Herr Etlle. Wahrscheinlich mehr, weil er mehr davon zu fürchten hatte. Aber er war an der Ostfront. Seit Beginn des Ruß-

landfeldzuges war er an der Ostfront, in Schnee und Kälte. Bei zwanzig und dreißig Grad Kälte endlose Monate lang. Dabei Krieg, Todesangst, Läuse, wochenlange Märsche, Läuse, Todesangst und Krieg. Der hat Dinge mitgemacht, die Sie sich nicht einmal träumen lassen können. Er ist neben mir im Luftschutzbunker in Hamburg ums Leben gekommen, als er vierzehn Tage Urlaub hatte vom Krieg. Hatte er das verdient?“

Etlle schwieg mit verbissenem Gesicht. Arnold fuhr fort:

„Ich war für neutrale Zeitungen im Krieg. Wenn man für Zeitungen im Krieg ist, kann man nur einen Grund haben, das zu tun. Kennen Sie ihn? Meine Aufgabe war, der Phantasie der vom Krieg verschonten Mitwelt etwas aufzuhelfen. Ein Kriegsgrund — und vielleicht der größte — ist die mangelnde Vorstellungskraft des Menschen. Könnten die sich nur alle vorstellen, was das heißt: Schuld, Rache, Zerstörung, Schmerz und Sühne — sie würden sich selbst, leichtfertig von Schuld und selbstgefällig von Sühne zu sprechen. Wenn sie nur wüßten! Wer Grauen und Not erlebt hat und seinen Besitz, wird verlobt mit seinen Gefühlen, Wünschen, Urteilen und Vorurteilen. Glauben Sie mir das. Und entschuldigen Sie, wenn ich hier etwas sage, was Sie vielleicht eigenartig berührt.“

Nach diesen Worten wandte sich Arnold, der zu Etlle allein gesprochen hatte, von ihm ab. Er beruhigte sich sofort wieder. Wenn er die Gesichter dieser jungen Männer ansah, konnte er sie nicht allzu ernst nehmen. Es waren Antlitze, die noch nichts von dem geschaut, was heute die Welt den Menschen zu sehen gab; es waren behütete Gesichter.

Nobile lächelte und wandte sich zum erstenmal an Arnold. Er hatte eine weiche Stimme und sprach ein untadeliges Deutsch.

„Sie haben wahr gesprochen, Signor Rollé. Sie verteidigen Abwesende, das ist immer gut. Sie verteidigen Unglückliche, das ist besser. Sie verteidigen die Logik, das ist das Allerbeste.“

Etlle zuckte die Achsel und wollte etwas erwidern. Arnold bemerkte ein Blitzen in Helens Augen. Lisi sah Nobile an und lächelte. Herr Poßhard meinte versöhnlich:

„So, jetzt leben wir aber den armen Herrn Rollé hinreichend mit unserer Politik geärgert!“

Arnold lächelte Poßhard an und sagte abschließend:

„Aber jetzt sehe ich, daß es spät geworden ist. Ich muß aufbrechen, nach Hause gehen.“

Arnold legte die halb gerauchte Zigarre auf den Rand des Aschenbechers. Herr Poßhard gab den bedauernden Laut von sich und bat ihn, noch eine halbe Stunde zu bleiben.

Er blieb noch eine Stunde. Man sprach über dies und das, und alle wurden lustig. Dann brach er auf. Auch Nobile und Etlle verabschiedeten sich. Da der Regen wie ein Gießbach vom Himmel stürzte, schlug Frau Poßhard vor, daß Lisi des Vaters Schirm holen solle, um ihn Arnold zu leihen. Die alle vor der Tür standen und in die Dunkelheit hinaussahen, worin eben Nobile und Etlle auf ihrem Weg nach Lugano verschwanden, erklärte Helen, daß sie Arnold die Stufen herunterbegleiten wolle. Arnold verabschiedete sich von den anderen und ließ sich führen. Als sie auf der Straße waren, sagte Helen und schlug ihren Mantelkragen hoch:

„Ich möchte mir noch Bewegung machen. Kommen Sie, ich bringe Sie unter dem Schirm nach oben.“

Sie gingen langsam. Er bat nach ein paar Schritten:

„Hängen Sie sich doch bitte ein!“
Helen nahm seinen Arm und sagte:
„Ich habe mich gefreut, als Sie heute kamen.“

„Hoffentlich habe ich mich nicht schlecht benommen“, versetzte er; „es ist nicht immer leicht, wenn man die Dinge ernst nimmt. Ich nehme sie sehr ernst, seit ich...“

„Es ist verständlich, daß Sie die Dinge ernst nehmen“, unterbrach sie. „Mein Vater nimmt sie auch ernst. Herr Etlle nimmt nur sich ernst, sich und das Bankkonto seines Vaters. Es freut mich, daß Sie's ihm gesagt haben.“

„Sie sind sehr mit ihm befreundet?“

„Er möchte mich heiraten.“
Arnold blieb stumm. Sie fuhr fort:

„Ich mag ihn nicht.“

„Und Ihr Vater?“

„Er lud er besorgen, wenn ich ihn heiratete. Sie wissen, wie das ist. Die Fabrik gehört Etlles Vater und Papa. Papa läßt mich frei entscheiden. Seit zwei Jahren entscheide ich mich. Ich werde ihn nicht heiraten.“

Arnold stieß an einen Stein und stolperte.

„Das ist der Rinnstein, den sie ausgegraben haben. Ein Radfahrer könnte schlimm darüber stürzen. Im Frieden würde hier wohl eine Lampe brennen.“

Arnold spürte den Arm des Mädchens. Es tat wohl, diesen warmen Arm zu fühlen. Er hielt den Schirm weit

nach rechts, wo sie war, und fühlte, wie der Wasserschirm auf seine Linke Schulter klatschten. Mochte sie naß werden; es war ihm gleichgültig, wenn er nur den Schirm richtig nach dorthin hielt, wo er den warmen Arm spürte, der an seinem hing und ihn leise drückte

„Wird man nicht ängstlich sein, wenn Sie nicht zurückkommen?“ fragte er.

„Oh, nein! Papa kennt mich“, erwiderte sie. „Er weiß, daß ich so erwiderte mache. Er ist liberal, mich so wissen; er hat uns frei erzogen. Jeder kann tun, was er will; er vertraut auf unseren Verstand. Nur wenn Onkel Scheufeli da ist, müssen wir peinlich genau gute Sitte pflegen — das, was er unter guter Sitte versteht.“

„Ihr Vater ist ein famoser Mann! Er ist gütig, er ist sehr gütig.“

„Ja, das ist er. Und Mama ist auch gütig. Wir haben's gut, Lisi und ich.“
„Ihre Schwester ist eine große Künstlerin. Sie ist noch recht jung und dabei eine so große Künstlerin.“

Helen sagte: „Ja.“

Arnold schwieg. Schweigend stiegen sie bergan. Der Regen trommelte auf den Schirm. Es war angenehm, mit dem Mädchen in der rauschenden Dunkelheit bergan zu steigen und es neben sich zu fühlen. Sie waren einige Zeit stumm. Dann fragte Helen:

„Werden Sie länger hierbleiben?“
„Bitte, was fragen Sie, Mademoiselle Helen?“

„Ob Sie länger hierbleiben — in Ihrem Haus?“

„Das kommt darauf an“, erwiderte Arnold, „es kommt darauf an, wie lange der Krieg noch dauern wird. Solange der Krieg dauert, bleibe ich hier.“

„Es ist gut, daß Sie hier bleibt.“

Sie von Hamburg erzählten, hat mich erschreckt. Ihr Freund ist neben Ihnen im Untergrund gestorben. Das ist sehr traurig. Bleiben Sie nur, solange der Krieg dauert. Sie können ja auch hier arbeiten. Besonders hier können Sie gut arbeiten. Oders müssen Sie immer alles erleben, was Sie schreiben?“

Arnold zögerte, dann sagte er stotternd:

„Ja, man muß wohl irgendwie alles erleben, um es richtig schreiben zu können.“ Er dachte an Naudeau, der das einmal von seiner Arbeit gesagt hatte. „Aber ich habe genug erlebt“, fuhr er fort, „ich könnte schon darüber schreiben, was ich erlebt habe. Sie haben recht.“

Sie waren vor dem Gartentor des Rolléschen Besitzes angekommen. Helen blieb stehen und zog den Arm zurück. Arnold drehte sich um und unterfaßte des Mädchens Arm.

„So“, sagte er, „jetzt begleite ich Sie nach Hause.“

Helen lachte und sagte:
„Das dürfen Sie nicht. Sie sind doch froh, daß Sie zu Hause sind. Ich nehme den Schirm wieder mit, in fünf Minuten...“

„Es geht auch so, daß ich den Cavalier mache, so wie sich's gehört“, unterbrach Arnold. „Wenn Sie mir den Schirm bis morgen leihen — dann hab' ich einen guten Grund, Sie wieder zu besuchen.“

Helen erwiderte, und Arnold hörte erregt die Frauenstimme und spürte die Dunkelheit war so groß, daß kaum noch die Hand vor den Augen zu sehen war. „Gut, begleite jetzt Sie mich. Aber ist das vernünftig, hin und her in der Dunkelheit und Regen?“

„Ja, ist das vernünftig?“ wiederholte Arnold. „So nahe beieinander in Dunkelheit und Regen?“

Sie schwiegen wieder. Arnold trat in eine Wasserpfütze und spürte die Nässe in den Schuhen. Er wollte davon sprechen, aber er besann sich und sagte:

„Wir müssen achtgeben, Helen, daß wir nicht wieder an den Stein stoßen.“ Er erschrak und fuhr fort: „Verzeihen Sie, daß ich Helen sagte. Ich habe nicht das Recht, Helen zu sagen. Ich wollte Fräulein Poßhard sagen und sagte Helen.“

„Das macht nichts, wenn Sie Helen sagen“, antwortete sie. „Ich sagte auch Naudeau zu Ihnen, wenn ich im Schilde mit Ihnen sprach. Ich kenne Sie schon lange, Herr Naudeau. Als ich Ihren

„Haben sie es denn anders verdient?“
fragte Etlle plötzlich voller Haß. Arnold wurde starr. „Sie verallgemeinern. Hasser verallgemeinern oft, Herr Etlle!“



ersten Roman las, habe ich Sie kennen- gelernt — und ich habe Sie seither nicht vergessen. Auch Ihr zweites Buch — es hat mir sehr gut gefallen. Seit- dem nenne ich Sie Naudeau. Sie ver- stehen: wir leben hier ruhig — wir haben Zeit, über unsere Nachbarn nach- zudenken. Und da waren Ihre Bücher, die mir so gut gefielen, und da steht Ihr Haus oben — und Sie wären immer fort. Als ich Sie zum ersten Male sah — es war hier auf der Straße, Sie waren ganz versunken und blickten zu Boden —, war ich erstaunt. Naudeau Rollé! dachte ich, so sieht Naudeau Rollé aus. Denn ich hatte mir vorgestellt, wie Naudeau Rollé aussehen sollte, und nun sah er so aus, wie ich mir's vorgestellt hatte. So mußte der aussehen, der den Roman 'Vaugirard' geschrieben, der dies Buch geschrieben hat, das mich eine Woche lang gefangen hielt... Nun sind Sie hier. Ganz dicht bei mir. In Nacht und Regen. Das ist sehr schön!..."

Arnold schwieg. Er spürte den war- men Arm und drückte ihn. Der Regen hatte nachgelassen. Von den Bäumen



fielen schwere Tropfen auf den Schirm. Arnold dachte an Naudeau und daran, daß er den Roman „Vaugirard“, Naude- aus letzten Roman, der gerade bei Aus- bruch des Krieges fertig geworden war, noch nicht gelesen hatte. Er dachte daran, daß ihn dieses Mädchen verehrte, weil sie glaubte, daß er den Roman „Vaugirard“ geschrieben habe. Er hielt den Schirm über sie und verminderte den Druck seines Arms. Sie verehrt Naudeau, sagte er sich. Ich liebe Naude- au. Es ist gut, daß sie den verehrt, den ich liebe. Das hält zusammen. Das ist gut. Aber ich bin nicht Naudeau — die Wärme ihres Armes gilt einem an- dern... Er beschleunigte seine Schritte. Als sie vor der Gartentür standen, ver- abschiedete er sich sofort.

„Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Mama und Ihrem Papa. Danken Sie Ihrer Schwester nochmals in meinem Namen. Hoffentlich sind Sie nicht zu naß geworden.“

„Gute Nacht“, sagte sie mit weicher Stimme. „Gute Nacht, Naudeau Rollé.“

Allein Arnold hatte sich schon ab- gewandt und tappte durch die Dunkel- heit nach Hause. Ein leichter Wind hatte sich aufgemacht und drückte auf den Schirm. Er stemmte sich dagegen und suchte seinen Weg. Regen rauschte durch Nacht und Finsternis.

XII.

Arnold schlief schlecht. Er drehte sich von einer Seite auf die andere. Er entspannte die Gesichtszüge, stellte sich Dinge und Begebenheiten vor, die nichts mit seinem gegenwärtigen Le- ben zu tun hatten. Nichts half; immer wieder mußte er an den vergangenen Abend denken; Gesprächsteile daraus klangen in den Ohren. Er blieb wach, bis der Morgen graute. Dann schlief er endlich ein, verschlief die Zeit des Morgenkaffees und erschien erst nach zehn Uhr vormittags in Francescas Küche, um nach Jean zu fragen. Aber Jean war fortgegangen, Einkäufe zu machen. Francesca wärmte Milch und bat den Herrn, einige Minuten auf das Frühstück zu warten.

Arnold ging inzwischen ins Eßzim- mer. Er schritt dort auf und ab oder blieb sinnend am Fenster stehen und sah hinaus. Unter einem leichten Regen fielen die letzten braunen Blätter von den Bäumen. Es regnete leise. Die Blät- ter waren vor Nässe schwer und tor- kelten zur Erde.

Nun war wieder richtiger Herbst. Blätter fielen, und Gedanken kreisten mit ihnen zur Erde.

Er dachte an seine Heimat, seinen Hof, und an die Gefahren, die dieser Heimat drohten. Er überdachte das Schicksal seines Landes, das sich un- barmherzig vollzog, und er dachte, wie ausgeworfen, an fremde Ufer gespült, wie verlogen und verleugnet sein Le- ben nun geworden, da er aus der Irr- sinnbahn der Todesläufer ausgetreten war. Naudeau war tot — und Arnold Heim war auch tot. Alles war Schein und Trug geworden, jedes Wort zwie- lichterter zwischen Lüge und Wahrheit. War es gut, daß er besinnlich hinter einem Fenster stand und an den Herbst dachte? — War es recht, daß Milch und Brötchen für ihn gebracht wurden und daß einer klopfte, ehe er zu ihm ins Zimmer trat? — Und war es gut, dieses beseligende Gefühl, das in ihm auf- stieg, wenn er an Helen dachte? —

Was war's mit diesem Roman „Vau- girard?“ —

Arnold wandte sich vom Fenster weg und sah Francesca, die eben die Milch auf den Tisch stellte. Er trank einen Schluck und fragte, ob sie wisse, wo der Schlüssel zu dem Bücher- schrank in der Ecke sei.

Francesca öffnete den Schrank. Einige Reihen Bücher standen darin. Alte Lederbände, französische Klassiker. Daneben eine Gruppe Bücher mit farbigen Einbänden, neue Bücher, Ro- mane, darunter der Roman „Vaugirard“. Arnold legte den Zeigefinger darauf und zog ihn heraus. Am Früh- stückstisch saß er eine Weile, nippte an der Tasse, blätterte in den Seiten des Buches und legte die Stirn in Fal- ten.

Als er Jean kommen hörte, erhob er sich und öffnete die Tür zur Diele.

Jean trat herein, Arnold reichte ihm die Hand. Er schloß die Tür und deutete auf den zweiten Stuhl. Sie setzten sich, und Arnold sagte:

„Ich wollte Ihnen sagen, daß ich vor- hin Francesca bat, diesen Bücher- schrank für mich zu öffnen. Ich suchte Naudeaus letztes Buch. Man sprach gestern Abend über Naudeaus Roman — und ich habe ihn noch nicht gele- sen.“

„Natürlich dürfen Sie alle Schränke öffnen, Monsieur“, lächelte Jean. „Das habe ich Ihnen doch gesagt.“

„Nein, nein, Jean“, erwiderte Arnold und beugte sich zu dem Alten, seinen Arm fassend. „Sie wollen es mir leicht machen, das Unwürdige meiner Lage verschleiern. Aber es bleibt trotzdem ein verlogenes Treiben. Das ist mir ge- stern so recht bewußt geworden.“

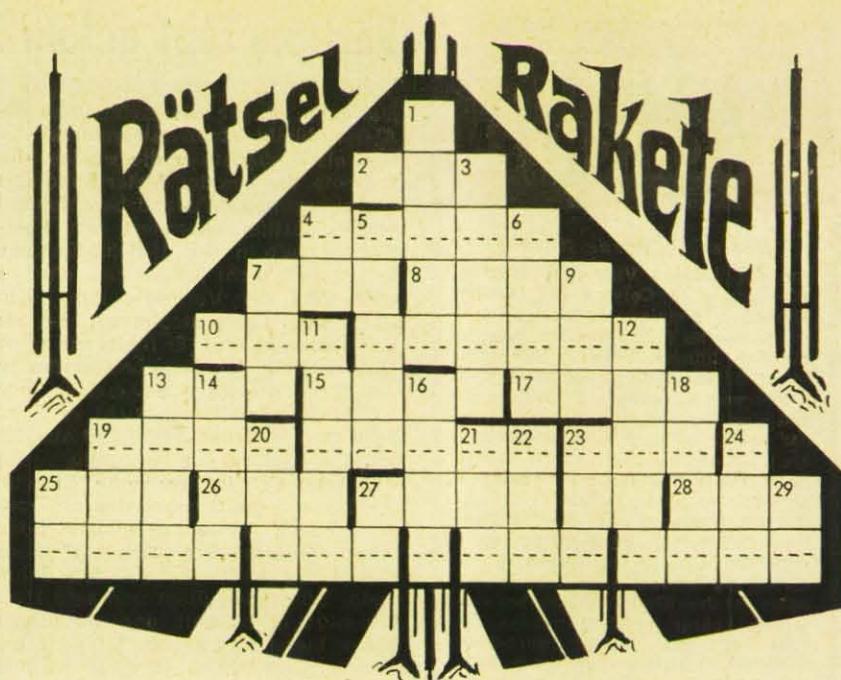
„Nein“, wehrte der Diener ab, „das ist nicht richtig, was Sie sagen. Sie sind in einer Zwangslage, das ist alles.“

„Sie glauben nicht, wie ich gelogen habe. Und das Schlimmste war, daß ich mit Lust gelogen habe. Es war mir eine Freude zu lügen. Da war einer, der hat wahllos auf die Deutschen geschimpft — und sehen Sie, Jean, da habe ich Naudeaus Namen mißbraucht und alles Mögliche erzählt und immer Naudeaus Namen mißbraucht.“

Jean überlegte mit ernstem Gesicht. Dann sagte er:

„Man kann nicht stumm sein wie ein Fisch im Wasser. Man hat Sie ins Ge- spräch gezogen. Gut! Sie haben gespro- chen. Auch gut! Das ist die Zwangs- lage. Das war zu erwarten. Und nun geht es Ihnen auf die Nerven.“

„Ist es eine Zwangslage, wenn man sich vor Damen wichtig macht? Sehen Sie, Jean, das ist das Schlimmste, daß ich mich wichtig machte. Ich miß- brauchte Naudeaus Namen, um ihnen zu gefallen. Das ist nicht richtig, das ist verlogen. Wir sind auf einem fal- schen Weg. Als ich das zurückgezo- gene Leben aufgab, betrat ich den fal- schen Weg.“ (Fortsetzung folgt)



Waagrecht: 2. Gewebe, 7. abgekürzter Mädchenname, 8. Fischfett, 10. Ansturm auf die Kasse, 13. essen (engl.), 15. fruchtbarer Wüstenlandstrich, 17. Geisteskranke, 19. Fluß in Turkestan (UdSSR), 23. bestimmter Artikel, 25. Raubfisch, 26. Ortschaft b. Rinteln a. d. Weser, 27. Opernlied, 28. stehendes Gewässer. — **Senkrecht:** 1. islam. Gesetzeskun- diger, 3. Zauber, Reiz, 4. Tierprodukt, 5. Stadt in der östlichen Schweiz, 6. Hornklang, 7. Courage, 9. bloß, 11. Musikzeichen (Mehrzahl), 12. ungezogenes Kind, eitles Mädchen, 13. Luftkurort unmittelbar am Lago Maggiore, 14. Halbedelstein, 16. französische Anrede für Majestät, 18. Rauchfang, 19. vorspringender Teil einer Karteikarte, 20. Nachtvogel, 21. englische Anrede, 22. aromatisches Getränk, 23. harte Tonart, 24. Tau zum Geien, 25. chem. Zeichen für Helium, 27. Spielkarte, 29. und (lat.).

Bei richtiger Lösung ergeben die punktierten Buchstaben, reihenweise von oben nach unten gelesen, eine wichtige Erkenntnis zur Beherrschung aller (ch = 1 Buchstabe).

SILBEN-RÄTSEL

Aus den Silben: bam — bi — chel — dort — e — e — e — e — ei — ei — en — fant — ge — gen — gen — hä — hä — he — her — land — le — lei — li — mor — mund — ni — ra — rat — renn — ri — ri — se — se — spi — te — ten — ter — tus — un — wa — xe sind 14 Wörter nachstehender Bedeutung zu bilden:

1. Industriestadt in Westfalen, 2. Schwimmvogelprodukt, 3. Reihenfolge, 4. Sportge- fährt, 5. Spielkarte, 6. Märchengestalt, 7. Orient, 8. Dickhäuter, 9. Weingeist, 10. durch den Film populär gewordenes Reh, 11. Rabenvogel, 12. Balkonpflanze, 13. Gelehrter, 14. Dummheit.

Bei richtiger Lösung ergeben die Anfangsbuchstaben von oben nach unten, und die Endbuchstaben von unten nach oben gelesen, ein Zitat von Cornelius Nepos.

BEKANNTE PHYSIKER

Es sind fünfbuchstabile Wörter folgen- der Bedeutung zu bilden, die jeweils im Feld mit dem Pfeil beginnen und in der angezeigten Richtung um das betreffende Zahlenfeld verlaufen: 1. Stärke des Typen- körpers im Buchdruck, 2. Fluß in Nieder- sachsen, 3. Schwermetall, 4. Sammlung von Schriftstücken, 5. weiblicher Vorname, 6.

Abflußrohr (Fremdwort), 7. Gewichtsmaß, auch ausländische Währung, 8. zugeschnit- tener Holzstamm für Umzäunungen, 9. Stadt und Kurort im Thüringer Wald, 10. chemischer Grundstoff, Edelgas, 11. Röhre, auch tief eingeschnittenes Tal (span.), 12. tschechischer Schriftsteller (1890—1938).

Bei richtiger Lösung nennen die Buch- staben des inneren Kreises, vom Felde rechts des Zahlenfeldes 1 in Uhrzeigerich- tung gelesen, zwei bekannte Nobelpreis- träger der Physik.

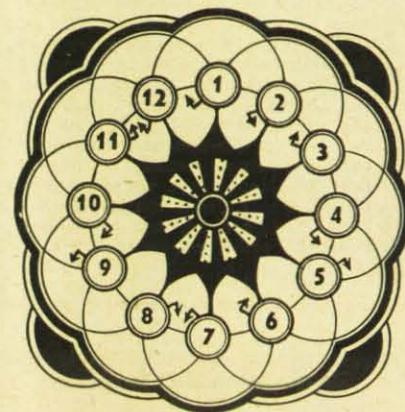
Rätsellösungen aus Nr. 15

Kreuzwörterrätsel. Waagrecht: 16. Noah, 17. Arie, 18. Darre, 19. Nadir, 20. Edam, 21. Bali, 22. Erato, 24. gruen, 26. Rage, 28. Josua, 32. Cent, 35. Obers, 37. Genie, 41. Nebel, 44. Nera, 45. Uebel, 46. Agram, 50. Nahe, 54. Ente, 57. Argon, 59. Iler, 60. Beate, 64. Tube, 65. Serie, 66. Altar, 68. Elter. — **Senkrecht:** 1. Diner, 2. Ana, 3. Soda, 4. Saite, 5. Chrom, 6. Ham, 7. Ire, 8. Cid, 9. Kea, 10. Sam, 11. Adagio, 12. Lab, 13. Brause, 14. Erle, 15. Wein, 23. Rachen, 25. Robe, 27. Gerber, 29. Ur, 30. As, 31. Manna, 33. Neer, 34. Tula, 37. Gnu, 38. Nab, 39. Ile, 40. Elle, 43. Sen, 47. Gelee, 48. Meter, 49. Harem, 51. Aguti, 52. Hebel, 53. List, 55. Nerv, 56. Trio, 58. Nerz, 60. Bad, 61. Eli, 62. Ate, 63. Tas, 64. Tip, 67. Re. — Waagrecht 1, 36, 42 und 69: Das Schicksal bewahre uns alle vor diesem Pilz.

Silbenrätsel: 1. Exlibris, 2. Sarajewo, 3. Insel, 4. Ravenna, 5. Resolution, 6. Theolog, 7. Diagonale, 8. Eichelhäher, 9. Radius, 10. Morgenrot, 11. Einsiedler, 12. Neuralgie, 13. Sahib, 14. Cheviot. — Es irrt der Mensch so- lang er strebt.

Nun rate: A(rabe)r.

Visitenkartenrätsel: Modezeichner.



ZB Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 21361. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für den redaktionellen Teil: Helmut Dohle, Redaktion: Köln, Hansahaus am Friesenplatz, Ruf 57194. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Vertriebsleitung: Eckhard Gudowius. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Carl Gabler, München 1, Theaterstraße 8, Telefon-Sammelnummer 28686. Telegramm-Adresse: Gablerpress, Fernschreiber: 052/3662. Verantwortlich: Erhardt Kräber. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 2 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schelling- straße 39-41. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannis- straße 4. Preis sfrs 45.— einschließlich Zustellgebühr. In Österreich für die Herausgabe ver- antwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 68326, Preis S 2.80 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 40 Pf, Quartalsabonnement 2.40 DM plus ortsüblicher Postzustellgebühr. Bestellungen nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen.

WAHRE GESCHICHTEN

Der schüchterne Robert

An der kleinen Villa der Familie Woolagham in Colyton bei London klingelte vor einigen Tagen der Briefträger wie an jedem Morgen. Nur — diesmal öffnete Frau Woolagham selbst die Tür und empfing Briefe und Zeitungen. Sie dankte dem Beamten und ging, die Zeitungen öffnend, wieder ins Haus zurück. Plötzlich verhielt sie den Schritt. Sah sie recht? Da war das Bild ihres Ferienkindes abgedruckt und darunter stand: „Robert Thomson aus Northumberland, 12 Jahre alt, wird seit 14 Tagen vermisst. Er reiste von seinen Eltern zurück ins Internat nach London und sollte auf dem King-Croß-Bahnhof von seinem Lehrer abgeholt werden. Er kam aber niemals dort an. Zweckdienliche Mitteilungen nimmt jede Postdienststelle entgegen.“ Diese zweckdienliche Mitteilung konnte Frau Woolagham nun freilich machen. Robert lebte seit 14 Tagen in ihrem Hause. Ihr Mann hatte ihn am King-Croß-Bahnhof empfangen. Als er den schmalen Jungen aus dem Zuge steigen sah, war er auf ihn zugegangen und hatte gefragt: „Bist du Robert?“, und Robert hatte schüchtern genickt und war ihm gefolgt. Woolagham erwarteten allerdings nicht einen Robert Thomson aus Northumberland, sondern ein Ferienkind namens Robert Kelley, ebenfalls 12 Jahre alt, aus der Provinz Durham. Dieser arme kleine Kerl stand während des Empfangs des falschen Robert verlassen auf dem Bahnsteig und reiste schließlich enttäuscht wieder heim.

Wie sich's für einen Rektor geziemt

In der hochwohlblühlichen und hochberühmten Universität zu Oxford saß kürzlich der Student der Rechte James Brown im Examen. Bevor er sich jedoch setzte, hatte er eine alte, seit 100 Jahren nicht mehr beachtete Vorschrift studiert, nach der jeder examinierende Studiosus während seiner Anstrengungen ein Glas Bier beanspruchen durfte. Als Student der Rechte bestand er natürlich auf seinem Recht. Das Bier wurde kredenzt. Zugleich auferlegte ihm allerdings Seine Magnifizenz — denn er hatte, wie es sich für einen Rektor geziemt, ein größeres „Köpfchen“ als Brown — auch eine Geldbuße von fünf Pfund Sterling. Gleichfalls in der alten Vorschrift stand nämlich, daß die Studenten mit umgeschlalltem Schwert zu erscheinen hätten.

Argumente

Der Bauer und Reservist der israelischen Wehrmacht, Mosch Herschlik, wurde zu einer Übung einberufen. Als der Befehl kam, kratzte er sich hinter den Ohren. 400 Morgen Land, drei kleine Kinder, 67 Kühe und Ochsen, zwei Pferde, Schweine, Hühner, Gänse — das alles konnte seine Frau unmöglich alleine betreuen. Herschlik kratzte und kratzte, und da fiel's ihm ein. „Köpfchen, Köpfchen“, dachte er und zog mit seinen 67 Stück Rindvieh, seinen zwei Pferden und schließlich auch mit seinem neuen Traktor und dem Abschleppwagen vor das Kasernen. Der Auftrieb erschreckte die hohen Offiziere so, daß sie Mosch Herschlik sofort wieder entließen.

Im nächsten Heft lesen Sie:
In der Wetterküche der Welt
 ZB-Reporter in der Antarktis
Der Mensch greift in Gottes Werkstatt
Zaubermeister der Rundfunkwellen
 Besuch am Rundfunktechnischen Institut

Bertram lebt gefährlich

Fortsetzung von Seite 8

ihm nach, schaut interessiert über die Alster, beobachtet er die weißen Motorboote, die von der Alster-Rundfahrt zurückkommen. Wieland beschleunigt seine Schritte, überquert den Fingardamm, läuft in den U-Bahn-Eingang. Er hat sich nicht umgesehen, aber er weiß, daß der Verfolger ihm nachstürzt. Drei Leute stehen vor ihm am Fahrkartenschalter. Er fühlt, wie seine Knie zittern. Ameisen beißen ihn in den Rücken, tausende Ameisen, wie mit Nadeln tauscht und sticht es... er reißt dem Mädchen das Billett aus der Hand, stürzt auf den Bahnsteig... der Zug setzt sich in Bewegung. Er reißt die Tür auf, prallt gegen den unförmigen Bauch eines zeitungslisenden Herrn, entschuldigt sich... draußen stürzt der Verfolger auf den Bahnsteig. Sein Atem fliegt und sein Herz hämmert, er taumelt, und ein junger Mann bietet ihm seinen Sitzplatz an. Wie betäubt läßt er sich auf den Sitz fallen. Sie sind ihm auf der Spur! Es gibt keinen Zweifel. Er versucht, seine Gedanken zu ordnen: was jetzt? Zu Vera? Nach Poppenbüttel? Unmöglich! Noch einmal hat er den Verfolger abschütteln können. Ein zweites Mal wird es vielleicht nicht gelingen. Ware der Zug nicht abgefahren, dann...

Der Zug hält auf der Station Hauptbahnhof Hauptbahnhof? Wie geizt sprang Wieland auf und stürzt aus dem Abteil. Ich mußte umsteigen und in entgegengesetzter Richtung fahren, schießt es ihm durch den Kopf. Er wird mit dem nächsten Zug nachkommen. Aber er verwirft den Gedanken. Ihm ist eingefallen, daß in wenigen Minuten ein D-Zug nach Düsseldorf fährt. Wenn er sich beeilt, erreicht er ihn noch. Er hastet in die Bahnhofshalle, löst ein Billett 2. Klasse, jagt auf den Bahnsteig. Ein Mann jagt hinter ihm her. Ein breitschultriger Mann mit einem hageren Vogelgesicht. Der Mann von vorhin? Wieland bleibt stehen: Müdigkeit überkommt ihn, Schwäche. Er ergibt sich in sein Schicksal. Der Mann läuft an ihm vorbei, achtlos. Meine Nerven lassen mich im Stich, stellt er fest. Der Zug rückt an, aufatmend sinkt Wieland in das weiche Polster...

Erst jetzt bemerkt er, daß er nichts bei sich hat. Keinen Koffer, keine Tasche, keinen Mantel, nichts. So wie er dem Verfolger davonlief, hat er die Flucht ergriffen. Wenn er doch wenig-

stens Vera angerufen hätte, sich verabschiedet, ihr rasch eine Geschäftsreise antreten. Überstürzt. Sei in ein paar Tagen wieder zurück. Aber nein! Das wäre heller Blödsinn. Sogar Vera Reimann wäre stützig geworden: Welcher Geschäftsmann reist ohne Gepäck, ohne Seife und Zahnbürste!

Rechtsanwalt Dr. Hartke aus Cottbus

Deprimiert kommt Albert Wieland in Düsseldorf an. Kurz vor der Einfahrt überzählt er den Rest seiner Barschaft: 766 Mark und 75 Pfennige. Er könnte sich selbst ohrfeigen, wenn er sich vorstellt, wie er das verlorene Vermögen hätte verwenden können. Er könnte er nur eine so kapitale Dummheit begehen! Wenn das ein grüner Junge, ein kleiner Anfänger getan hätte, man würde es begreifen. Aber daß es ihm passierte, der einen so fabelhaften und im Anfang erfolgreichen Plan aufgebaut hatte — das ist unverzeihlich...

In einem kleinen Hotel in der Nähe des Bahnhofs läßt er sich ein Zimmer anweisen. Er meidet die großen Hotels. Die Angst sitzt ihm in den Gliedern. Nicht einmal in den Wartesaal ist er gegangen, um ein Glas Bier zu trinken. Durch die Wartesaale streifen oft Kriminalbeamte. Er wirft sich auf das Bett und überlegt. Dabei übermannt ihn der Schlaf. Als er erwacht, erleuchtet ein Blitz sein Gehirn: eine Annonce! Eine Heiratsannonce! Seit jeher hat er in den Zeitungen den Herzensteil mit Aufmerksamkeit und Vergnügen studiert. Es klopft. Erbleichend springt er auf: „Ja, bitte?“ Wie gelähmt starrt er zur Tür. Ein junger Mann tritt ein: Der Herr möge entschuldigen, aber er habe vergessen, sich anzumelden. „Ja, richtig“, murmelt der verstörte Gast. „Die Anmeldung. Ich komme sofort herunter.“ Und er fürchtete schon, man komme ihn holen. Er wird seine Nerven zügeln müssen. Sie gehen verdammt oft mit ihm durch, seit er auf dem Jungfernstieg das Vogelgesicht entdeckte...

Seine Hände zittern, als er an der Portierloge den Meldezettel ausfüllt. Der Pförtner überfliegt das Papier, schaut den neuen Gast mitleidig an: ein Flüchtling aus der Zone. Rechtsanwalt Dr. Alfred Hartke aus Cottbus in der Niederlausitz. Der Pförtner könnte eine amtliche Legitimation verlangen. Er verlangt sie nicht. Bei

Flüchtlingen macht er eine Ausnahme. Das ist sehr unvorsichtig von dem Manne, aber man muß bedenken, daß man im Jahre 1953 in der Bundesrepublik mit falschen Flüchtlingen nicht so traurige Erfahrungen macht wie in West-Berlin. Dr. Hartke ist ein seriöser, vertrauenswürdiger Herr, das sieht man doch sofort, und der ergraute Pförtner kennt sich nach 30jähriger Berufspraxis in den Menschen aus. Ihm kann keiner mehr etwas vormachen, ihm nicht.

Dr. Alfred Hartke nimmt in der Imbißstube ein Frühstück zu sich und begibt sich vom Hotel zu der Annoncenexpedition einer bekannten Zeitschrift, die seit Jahren sehr sorgfältig eine umfangreiche Heiratsanzeigen-Plantage pflegt. Die Angestellten sind angewiesen, bei allem Geschäftseifer nicht zu übersehen, daß nicht alle liebebedürftigen und einsamen Herzen einsam und liebebedürftig sind, sondern einfach nur geldbedürftig sind. Indessen, die Firma hat ihre Angestellten leider nicht mit einem Röntgenapparat ausgerüstet, der die Gehirnwindungen eines neuen Kunden unauffällig durchleuchten könnte. Außerdem ist so ein Ding auch noch nicht erfunden worden. So müssen sie sich, wie der Pförtner in dem kleinen Hotel am Hauptbahnhof, auf ihre Menschenkenntnis, ihren Instinkt und ihre psychologischen Fähigkeiten stützen. Der Angestellte, an den sich Dr. Hartke mit seinem Anliegen wendet, erkennt auf den ersten Blick dem vornehmen, gepflegten Herrn das Format einer kultivierten Persönlichkeit zu, die, wie so viele Männer seines Alters und seines Berufes, nicht die Zeit und vielleicht auch nicht den Mut haben, eine Lebensgefährtin zu suchen. Pflichtgemäß ist er Rechtsanwalt Dr. Hartke bei der Formulierung der Anzeige behilflich: „Zwecks Eingehung einer Ehe sucht gutaussehender, seriöser Herr (Jurist), 50 Jahre, eine charakt. Herr, ebenfalls 50 Jahre, eine charakt. Dame, 25—40 Jahre, die ihm, dem heimatlosen Flüchtling, ein neues, gepflegtes Zuhause und ein liebevolles Herz bieten kann“.

„Haben Sie irgendwelche materielle Wünsche, Herr Rechtsanwalt, die man decent äußern könnte?“ erkundigt sich der Inserentenmann.

„Um Himmels willen, nein!“ ruft Dr. Hartke. „Was sollen die Damen von mir denken? Außerdem lege ich auf solche Dinge keinen Wert!“

„Wie Sie wünschen, Herr Doktor. Darf ich bitten: 24 Mark. Die Anzeige erscheint in der nächsten Ausgabe.“

(Fortsetzung folgt)

GABY, DAS ATOMMÄDCHEN

Eine Bildgeschichte von ERES

15. Fortsetzung



Gaby wendet schnell den Blick in die Gegenwart zurück.



Sieht ganz dicht vor ihrer Nase, hinter extradickem Glase.



Mäuse, weiß mit roten Augen, wie sie zu Versuchen taugen.



Gaby überläuft es kalt, sie verliert sogleich den Halt.



Da erscheint, fast wie gerufen, 'ne Rakete mit drei Stufen.



Während Gaby glücklich döst, sich die erste Stufe löst.



Sie erwischt — noch ganz entsetzt — hier die zweite. Die entwetzt.



ebenfalls. Im schnellen Laut steigt drum Gaby höher auf.

die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



die kleine



Belohnte Ehrlichkeit

Obwohl Francis Weise vor Gericht zugab, daß er fünf oder sechs Cocktails getrunken hatte, ehe ihn die Polizei wegen Trunkenheit am Steuer festnahm, wurde er dennoch freigesprochen. Zur Begründung sagte der Richter: „In meiner langen Tätigkeit als Verkehrsrichter ist das erst das zweite Mal, daß ein Angeklagter in diesem Falle zugab, daß er mehr als höchstens ein oder zwei Glas Bier getrunken hatte.“



Hindernissenrennen

Mit hängender Zunge raste Bernard Crompton in Madison (Wisconsin) durch die belebte Innenstadt. Ein Polizist hielt ihn an. „Ich will in vier Minuten eine Meile laufen“, erklärte Bernard keuchend. „Aber es geht nicht, denn ich werde dauernd von Polizisten angehalten.“



Gemüse-Psychologie

Wer an Depressionen leidet, sollte sich Karotten oder Spinat ansehen, dann wird er sich bald besser fühlen. Der Anblick von saftigen Birnen fördert das logische Denkvermögen. Spargel macht ernst und würdig. Das behauptet der Pariser Professor Laroché, der die Auswirkungen von Gemüse auf das Gefühlsleben herausgefunden zu haben glaubt. Seiner Ansicht nach wirkt



der Anblick von Kartoffeln sehr beruhigend. Wer Salat betrachtet, bekommt — so meint der Professor — ein Verlangen nach süßer Musik und allem, was sonst noch dazu gehört.

Elektronenhirn

Die Einwohner einer englischen Stadt werden in diesem Jahr Steuerbescheide ganz besonderer Art erhalten. Äußerlich werden diese Bescheide fast genau so aussehen wie sonst auch. Tatsächlich aber dürften sie in die Geschichte eingehen als die ersten Steuerbescheide der Welt, die von einer elektronischen Rechenmaschine kalkuliert und gedruckt worden sind.

„Sicherheits-Automobil“

Vom Cornell Aeronautical Laboratory (USA) wurde ein Auto entwickelt, das selbst bei einem Frontalzusammenstoß das Leben der Insassen nicht gefährden soll. An Stelle des Lenkrades und der Lenksäule hat der Wagen zwei Lenkhebel. Der Fahrer sitzt vorn in der Mitte. Sämtliche Sitze sind mit Haltevorrichtungen und Anschnallgurten ausgestattet.

Autohund

Ein Auto wurde Frau Evelyn Lang in Sydney gestohlen, zusammen mit ihrem in dem Wagen sitzenden Hund. „Wird der Hund dem Dieb keine Schwierigkeiten machen?“ fragte ein Polizeibeamter. Evelyn schüttelte den Kopf. „Nein, der fährt so gern Auto. Solange der Wagen sich bewegt, kümmert er sich nicht darum, wer am Steuer sitzt.“

Amateur-Funkerin

Eine so begeisterte Amateur-Funkerin ist Joan Dinning, daß sie auf ihr geliebtes Steckenpferd auch nicht verzichten konnte, als sie in eine Klinik eingeliefert wurde, um dort einem Kind das Leben zu schenken. Sie nahm einen kleinen, transportablen Sender

mit und unterhielt sich — während sie im Bett auf das große Ereignis wartete — drahtlos mit den Lieben zu Hause.

Erstaunlich

Ein moderner Personenwagen (Stahlkarosserie) bietet bei einer Atombomben-Explosion in zwei bis drei Kilometer Entfernung vom Explosionsherd etwa den gleichen Schutz wie ein Steinhaus. Diese erstaunliche Feststellung machten amerikanische Experten nach einem Atomwaffen-Großversuch, der unlängst mit verschiedenartigen Kraftfahrzeugen im Gebiet von Los Alamos (Neu-Mexiko) durchgeführt wurde. Bis auf starke Beulen, zersplitterte Scheiben und zerfetzte Polster wiesen diese Limousinen keine Schäden auf. Nicht ein einziger Benzintank war explodiert. Bis auf einige Ausnahmen konnten sie alle mit eigener Kraft wieder vom Versuchsgelände gefahren werden.

Unerwünscht

Entfernt werden mußten vom Schwarzen Brett einer Schule in Hempstead (Long Island) die Zehn Gebote. So bestimmte es die Schulbehörde des Staates New York. Begründung: Der Aushang zerstöre das Prinzip der Trennung von Staat und Kirche.

Haarschneiden im Auto

Ohne aus dem Auto auszusteigen, kann man sich bei einem Friseur in der kanadischen Stadt Orilla die Haare schneiden lassen. Meister Mitch Bell steigt hinten in den Wagen ein und bearbeitet vom Rücksitz aus den Schopf des Fahrers.

Der ideale Ferienaufenthalt INSEL SANTA CATHARINA vor ROVINJ in der blauen Adria

Reisepreis DM 119.- | Visa-Beschaffung u. Bankspp. DM 9.-
Schiffahrt DM 10.- | Verlängerungswoche DM 76.-

Folgende Leistungen sind im Reisepreis eingeschlossen: Autobusfahrt München-Triest-München, Schiffahrt Triest-Rovinj u. zurück, 7 volle Tage Unterbringung in zweibettigen Hotelzelten u. voller Verpflegung auf unserer Insel, Reiseleitung, Gepäcktransport u. sämtliche Abgaben.

AUSKUNFT UND ANMELDUNG: REISEBURO SÜDBAYERISCHER REISEDIENST MÜNCHEN 2, NEUHAUSER STR. 33, TEL. 29 02 04

Für 4,- DM wöchentlich

erhalten Sie zum Beispiel schon eine **Torpedo-Kofferschreibmaschine** Aehn. auch alle anderen Fabrikate vom Spezialvertrieb aller Schreibmaschinen
Günther Schmidt, Abt. 9S
Frankfurt a. Main 9, Postfach
Verkauf: Platz d. Republik 3
Berlin-Lichterf., Baseler Str. 69
Hamburg 24, Birkenau 16
Göttingen, Elbinger Str. 30
München, Bayerstraße 37
Neuester Bildkatalog 79 mit Beratung gratis Postkarte genügt
Versand ab Werk - fabrikneu - Lieferung frei Haus

Sie hören jeden Donnerstag, 23.15 Uhr, die **„Stimme der Hoffnung“** über Sender **Luxemburg** Lange Welle 1287 m, 233 kHz Abschriften der Ansprachen kostenlos
BERLIN-ZEHLENDORF, Niklasstr. 19 (Westberlin)

Rettung FÜR HAUTKRANKE durch Klossin Heilwunder

Anerkannte und erfolgreiche Vollkuren (bestehend aus 5 versch. Präparaten) bei Schuppenflechte DM 17.50, Ekzemen, auch schlimmster Art, DM 13.-, offenen Beinwunden, auch sehr veraltete, DM 16.-, Verhornung der Innenhand, Pickel u. Mitesser und andere Hautleiden. Auch Probedose nur 1 Creme DM 4.50. Verlangen Sie Prospekte. Bei Bestellung Zweckangabe.
Klossin Heilmittel, Abt. 23, Fürth Bayern

Eine Bitte AN UNSERE LESER:
Schenken Sie den Inserenten dieser Zeitschrift Ihr Vertrauen und beziehen Sie sich bei Ihren Anfragen und Einkäufen auf die **ZB ILLUSTRIERTE**

FÜR SIE SELBST, ABER AUCH ALS
GESCHENK FÜR FREUNDE UND BEKANNTE

EIN POSTABONNEMENT

Das Blaue Blatt

DIE BELIEBTE FAMILIEN-ILLUSTRIERTE

FÜR MONATLICH DM 1.20

BEI JEDER POSTANSTALT



Wahre Leckerbissen sind die Butterkeks für den kleinen Jochen und seinen Hund Fips. Der Hund macht sogar schön, was er nur in Ausnahmefällen tut. Doch bald ist die Schachtel leer, und die beiden Freunde müssen sich wohl oder übel nach etwas Neuem umsehen.

Pfui!

**Wer nascht denn da?
Eine „süße“ Geschichte**



Das untere Fach des eingebauten Schrankes birgt oft süße Geheimnisse. Das wissen die beiden Rangen ganz genau. Mal sehen, was die eingehende Untersucher denn nun ans Tageslicht befördern wird.



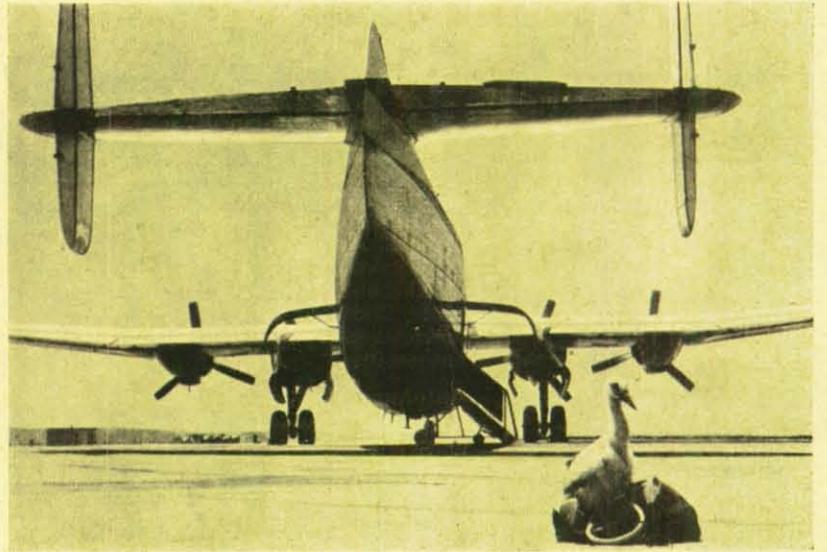
Ein Marmeladetopf ist die verheißungsvolle Ausbeute der Expedition. Jochen hat schon das ganze Gesicht beschmiert, und Fips leckt es ab, weil es ihm zu lange dauert mit der eigenen Zuteilung.



Nanu, ein zweites Glas? Und ausgerechnet in diesem Augenblick kommt die Mutter nach Hause. Den beiden Gläsern ist die Sache nicht ganz geheuer, und sie versuchen durch „schöne Augen“ die Strafe abzuwenden. Ob es den kleinen Sündern auch gelingen wird?

Mangelware

Störche für die Schweiz



„Air-France“ heißt er, nach der Fluggesellschaft, die ihn als Patenkind annahm. Und auf dem Flugplatz in Algier wartet er geduldig auf seinen Weitertransport. Natürlich reist er auf Freifahrt ebenfalls. Das Ziel der Reise ist die Schweiz. Sie soll dem kleinen Jungstorch, der in dem Dorfe Mirabeau in der Nähe von Algier geboren wurde, so sympathisch gemacht werden, daß er auch später immer wieder dorthin zurückkehrt. So wünscht man.

◀ **Keine Angst** vor dem Klapperstorch hat die junge Graphikerin Waltraut Feller aus Zürich. Denn sie wurde Patin des Storches Daedalus, der hier zärtlich seinen Kopf an ihre Wangen schmiegt. Sechzig Schweizerfranken hat Waltraut für die Urkunde zahlen müssen, durch die ihr die Storchpatenschaft übertragen wurde. Weitere „Erziehungsbefehlshauer“ werden gern angenommen. Auch Storkenkinder kosten Geld, und Staatszuschüsse sind nun einmal überall knapp.



Etwas zu verzollen? Verdutzt blicken die Schweizer Grenzbeamten. Statt zollpflichtiger Ware finden sie im Rucksack des Beifahrers — wohlverpackt — ein langgeschnäbeltes Storchenküken. Als Exportware wird es aus dem Elsaß, seinem Geburtsland, per Motorrad in die Schweiz befördert. Doch Störche sind zollfrei. Das wissen die Grenzer. Der Weiterreise in Richtung Solothurn steht daher durchaus nichts im Wege.

Adebare

Warum meiden die Störche seit Jahren unser Land? fragen sich sorgenvoll die Eidgenossen. Hat Freund Adebar etwas gegen den Verkehrslärm? Will er mit den Leitungsdrähten der Elektrizitätswerke nichts zu tun haben? Oder stört es ihn gar, daß wir die Sümpfe trockengelegt, die Flüsse begradigt haben? Niemand vermag Gültiges dazu zu sagen. Außer Adebar selbst. Doch der äußert sich nicht, bleibt einfach fern. Und das wollen die Schweizer gerade nicht. Sie möchten ihren treuen Hausfreund, den verdienten Glücks- und Kinderbringer, wieder im Lande haben. Darum handeln sie so: Aus Ländern mit Überschub an Störchen, dazu gehören Nordafrika, das Elsaß und auch Süddeutschland in bestimmten Gebieten, holen sie sich — im Einverständnis mit den zuständigen Stellen — Jungstörche. Per Flugzeug, Auto oder Motorrad schaffen sie das wertvolle Gut in das Freigehege der Vogelwarte Sempach in Altreu bei Solothurn. Dort werden die jungen Langbeiner von Max Bloesch mit aller Sorgfalt betreut. Dort auch sollen sie, wenn es so weit ist, brüten und Junge aufziehen. Und von den in der Schweiz geborenen Störchen hofft man, daß sie später regelmäßig zu ihren Heimatbrutplätzen zurückkehren. Toi, toi, toi!

Ein Schnappschuß, wie er nicht alle Tage gelingt: Aufliegende Störche vor dem dunstverhangenen Kreisrund der untergehenden Sonne. Die Aufnahme wurde im Rieselgut der Stadt Freiburg gemacht.



◀ Kidnapper am Werk! Während Herr Storch und Frau Störchin durch die Sümpfe der Umgebung stelzen, entführt dieser fixe Elsässerbub ein Storchenskind aus ihrem Nest, um es den Abgesandten aus der Schweiz für ihren Storchensiedlungsversuch in Altreu zu übergeben.

„Grützi, Daedalus!“ Besuch ist da, die Patentante Walltraut aus Zürich. Sie hat auch etwas mitgebracht! Eine Ration Weißfische, lecker und frisch. Sie werden dir gut schmecken! Mit 29 anderen Jungstörchen wird Daedalus im Freigehege der Vogelwarte Sempach in Altreu großgezogen.

◀ Vorsichtig wird der junge Adebar in einen Rucksack gesteckt. Dann geht es auf die Reise. Nicht nur im Elsaß, auch in Süddeutschland und Nordafrika werden aus Nestern mit besonders zahlreicher Nachkommenschaft kleine Langschnäbel entnommen und in die Schweiz geschafft.



„Hereinspaziert...“

NÄCHTLICHER BUMMEL



Abseits im Halbdunkel steht verlassen ein Rollstuhl. Ein Gelähmter betrachtet stundenlang gebannt das bunte Bild. Von diesem einsamen Menschen und dem Schaubuden-Clown Arturo erzählt unsere Geschichte.



Eine Fahrt im Auto-Skooter gehört mit zu den beliebtesten Attraktionen eines Rummelplatzes. Karambolagen sind hier nicht nur unvermeidbar, sondern tragen auch noch sehr zur allgemeinen Heiterkeit bei.



Da heißt es festhalten und sich in die Kurve legen, denn das sogenannte „Walzer-Karussell“ hat es in sich. Nur ganz schwindelsichere Besucher können sich eine Fahrt erlauben, denn außer der Drehung des Karussells, dreht sich noch jede Gondel um die eigene Achse.

Fliegen ohne Ende

Arturo bemerkte nicht, daß sich die Straßen belebten. Er hastete weiter mit kleinen Schritten. Seine Hände staken tief in den Taschen, und der schäbige Mantel spannte sich um die vorgebeugte Gestalt. Die Passanten machten ihm Platz und sahen ihm kopfschüttelnd nach. Erst als er mit einem Arbeiter zusammenstieß, blieb er erschrocken stehen. Der Mann wollte ihn zur Rede stellen, doch als sein Blick Arturo traf, räusperte er sich verlegen und gab wortlos den Weg frei. Arturos blasses Gesicht war rot angelaufen. Instinktiv lockerte er die Hände in den Taschen, so daß der Mantel seine Spannung verlor. Doch es half nichts. Sein Buckel ließ sich nicht verbergen. Er stammelte ein paar Worte der Entschuldigung und ging weiter.

Vor einem großen Portal schaute er mißtrauisch zurück. Die Zeugen des Vorfalles hatten sich verlaufen, und da er den Verkehr nicht aufhielt, war er einer unter vielen. Zögernd betrat er den langen Flur. Er musterte die Menschen, die ihm entgegenkamen. Aber niemand beachtete ihn. Unbemerkter erreichte er den Paternoster.

Als ihn das dunkle Gehäuse umfing, fühlte er sich erleichtert. Er zündete eine Zigarette an. — „NICHT ÜBER DEN DACHBODEN FAHREN!“ Ein spöttisches Lächeln huschte über sein Gesicht, als er das weiße Emailleschild las. Es war nicht gefährlich, in dem Kasten stehenzubleiben und an der anderen Seite wieder abwärts zu fahren. Er wußte es, weil er einmal versehentlich die oberste Etage verpaßt hatte.

Das war es nicht, warum das Schild dort hing. Wenn man aber ausstieg, bevor die Kabinen wieder in die Senkrechte gingen, gelangte man auf das flache Dach.

„Das ist es“, murmelte Arturo. „Das Dach hat kein Geländer, keine Einfriedung. Es geht sofort in die Tiefe“.

Der Wind spie ihm eine Regenböe ins Gesicht, als er aus der Luke auf die Plattform trat. Arturo empfand es als eine Wohltat. Er ging bis an den äußersten Rand des Daches. Er war nicht schwin-

delig. Nein! In den höchsten Zirkuskuppeln war er über dünne Seile balanciert, hatte sich von einem fliegenden Trapez zum anderen hinübergeschwungen. Schwindelgefühl war auch nicht die Ursache des Unfalles gewesen, der ihm den gewölbten Rücken eingetragen hatte. Ein Seil war nicht straff genug gespannt gewesen. Und er hatte immer ohne Netz gearbeitet. Mit dem Absturz in der Gala-Vorstellung war die Karriere des berühmten fliegenden Menschen „Morenito“ beendet gewesen. Nach seiner Genesung wurde er Arturo, der Clown, der in Schmieren und auf Kirmesplätzen tanzte und über dessen unbeholfene, verzerrte Bewegungen die Menge lachte und johlte.

„Wollen Sie zu mir?“

Arturo fuhr zusammen. Ihm war, als habe er eine Stimme gehört.

„Ich komme gleich“, sprach es wieder.

Arturo sah unter sich einen Mann in blauem Overall auf dem Sims vor einem erleuchteten Fenster stehen.

„Alles umsonst“, sagte der Mann. „Was nutzt es, daß ich die Fenster putze, wenn es regnet. Aber man will es so, und ich werde dafür bezahlt. Mir soll's recht sein. — Was kann ich für Sie tun?“

„Nichts“, sagte Arturo abweisend.

„Was wollen Sie denn da oben?“ Arturo schwieg. Aber irgend etwas an seiner Haltung ließ den Fensterputzer seine Absicht ahnen. „Nun machen Sie mal keine Dummheiten, Mann! Bei dieser Höhe werden Sie nicht gerade schön aussehen, wenn Sie unten ankommen! Ich würde es mir noch mal überlegen. So'n bißchen Liebeskummer, oder was es sonst ist, das vergeht wieder.“

„Wissen Sie, was es heißt, an den Boden gefesselt zu sein, nicht mehr durch die Luft wirbeln zu können?“ sagte Arturo bitter.

„Sie sind ein merkwürdiger Vogel! Aber Scherz beiseite: ich fühle mich immer am wohlsten, wenn ich was Festes unter den Füßen habe und...“

„Ich bin noch nicht fertig“, unterbrach ihn Arturo. „Was tun Sie, wenn Ihnen zum Heulen zumute ist? Lachen Sie und treiben Sie Späße?“

„Nein. Sie halten mich wohl für verrückt.“

„Und was tun Sie, wenn Sie einsam sind?“



Die hellerleuchteten Budenstraßen werden noch von Lampenbögen überspannt, die meist mit farbigen Birnen besetzt sind. Ein Rummelplatz bei Nacht ist zweifellos viel anziehender als der gleiche Platz im nüchternen Licht des Tages.

Hereinspaziert...!

AUF EINEM RUMMELPLATZ

„Ich bin immer gern in Gesellschaft. Solche Gefühle, wie Sie sagen, habe ich nicht.“

„Aber ich habe sie! Und ich lache und singe dabei! Ich schneide Fratzen und schlage Purzelbäume. Ich wiehere wie ein Pferd und mauze wie eine Katze, der man auf den Schwanz tritt. Verstehen Sie nun, warum es sein muß?“

„Ach so ist das“, sagte der Mann. „Natürlich verstehe ich Sie. Jedes Wort verstehe ich. Ich glaube, ich bringe Ihnen 'nen Whisky 'rauf, damit Sie mal ordentlich warm werden. Bei dem Wetter wird einem ja ganz elend.“

Ohne eine Antwort abzuwarten, kletterte der Mann ins Zimmer, und Arturo hörte, wie eine Tür ins Schloß fiel.

Der Clown sah hinab in die Straßen, die unter dem plötzlichen Aufblitzen und Verlöschen der Lichtzeilen erzitterten. Nur ein Schritt, dachte er, und es wird ein Fliegen ohne Ende sein.

In der Nachbarschaft schlug eine Turmuhr. Arturo zählte die Schläge. In einer halben Stunde beginnt die Vorstellung in der elenden Schaubude, überlegte er. Sie würden nach ihm suchen. Irgendeiner würde einspringen und eine Nummer improvisieren müssen. Sie würden ihn nicht finden. Am Morgen könnten sie es dann in der Zeitung lesen. Eine fette Schlagzeile für die Lokalpresse. Eine Reklame für den Direktor der Bude. — „Ich werde die Zuschauer um ihr Gaudium prellen“, frohlockte Arturo. „Sie werden vergeblich auf mich warten!“ sagte er laut. „Sie sollen vergeblich...“ Die Worte erstarben ihm auf den Lippen, und nur ein Gedanke beherrschte ihn: Er wird vergeblich auf mich warten! Arturo sah auf die Uhr. Noch zwanzig Minuten bis zum Beginn der Vorstellung. „Ich werde es schaffen. Ich muß es schaffen!“

Er zwängte sich durch die Luke und tastete sich über den dunklen Speicher. Ein eintöniges Geräusch ließ ihn erleichtert aufatmen. Der Paternoster! Der Paternoster war noch in Betrieb! Der Verkehr in den Straßen hatte noch zugenommen. Aber Arturo beachtete es nicht. Mit den Ellenbogen bahnte er sich seinen Weg, ungeachtet der

wütenden Worte, die ihm von allen Seiten zuflogen. Völlig außer Atem erreichte er seinen Zirkuswagen.

„Nur noch zehn Minuten, Arturo!“

„Wo hast du nur gesteckt? Wir haben dich überall gesucht.“

„Der Direktor will dich nach der Vorstellung sprechen.“

Arturo schlug dem Wartenden die Türe vor der Nase zu. Erschöpft vom schnellen Laufen setzte er sich vor den großen Spiegel. Fiebernd begannen seine Hände mit der Arbeit. Der Mund wurde breit und rot, die Nase dick und klobig. Die Augen bekamen weiße Ränder, und eine strähnige Perücke veränderte den Kopf bis zur Unkenntlichkeit.

Die Türe wurde aufgerissen. „Los, Arturo! Dein Auftritt!“

Arturo schlüpfte in seinen Kittel und hastete in die Arena. Er verbeugte sich unter dem Beifall des Publikums und schlug die ersten Purzelbäume. Äußerlich war alles wie in jeder Vorstellung. Aber Arturos Gedanken arbeiteten fieberhaft. Seine Augen suchten angstvoll den Zuschauerraum ab.

Da! Dort stand er! Augenblicklich löste sich die Spannung des Clowns, als er den Rollstuhl mit dem Kranken sah. Der junge Mann, der bisher unbeteiligt den Darbietungen gefolgt war, lachte hell auf.

Während Arturo seine Vorführungen fortsetzte, erinnerte er sich an den Vortag. Die Eltern des Kranken hatten ihm dafür gedankt, daß es ihm gelungen war, ihren gelähmten Sohn zum Lachen zu bringen. Mit welcher Inbrunst und Dankbarkeit hatte der Krüppel seine Hand gedrückt! — Morgen würde er wiederkommen, hatte er gesagt. —

Der Clown trat ganz nahe an die Rampe. Er wieherte und miaute kläglich und zwinkerte dem Krüppel vertraut zu. Und das blasse, hohlwangige Gesicht verklärte sich, und die Augen des Kranken strahlten.

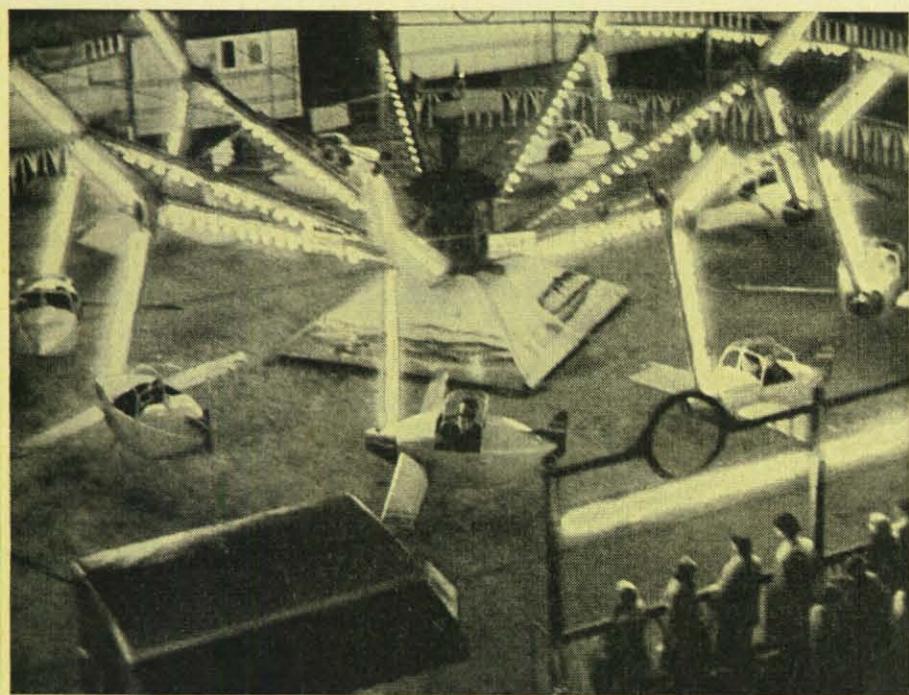
Er weiß, daß ich nur für ihn spiele, dachte Arturo beglückt.



Nur für Erwachsene ist die „Pariser Revue“ bestimmt, die in dieser Schaubude über die Bretter geht. Solche Ankündigungen haben sich als publikumswirksam erwiesen. Meist werden die Erwartungen enttäuscht.



Endlich einmal Glück gehabt? Noch ist es ungewiß, denn die beiden Motorradfahrer, die auf dem Heimweg einen Abstecker zum Rummelplatz gemacht haben, öffnen gerade erst vor einer Verlosungsbude ihre Lose.



Einer leuchtenden Spinne mit langen, vielgliedrigen Beinen gleicht dieses Flugzeugkarussell auf dem nächtlichen Rummelplatz. Diese Aufnahme wurde von dem fahrenden Riesenrad aus gemacht, das ebenfalls große Anziehungskraft hat.



Immer überfüllt sind die Spielhallen. Die besten Kunden sind Jugendliche. Hier können sie an Glücksautomaten spielen, Fußballkämpfe austragen oder auch Jagd machen auf Hirsche und Bären. Wenn eines der Tiere getroffen ist, stellt es sich auf die Hinterbeine und brüllt.

Luzifers Tochter



VÖLLIG BETRUNKEN torkelte der steinreiche Eric Fréminger (Peter van Eyck) über die nächtliche Straße und wäre mit Sicherheit unter ein heranbrausendes Auto geraten, wenn ihn nicht ein junger Mann mit Namen Robert im letzten Augenblick zurückgerissen hätte. Aus Dankbarkeit zugängiger Féminger den Mann als Privatchauffeur in seine Luxusvilla.



MIT ALLER GEWALT hatte Héléne, Frémingers bildschöne Frau (Michèle Morgan) versucht, die Einstellung Roberts (Daniel Gelin) zu verhindern. Aber es ist ihr nicht gelungen. Schon bald kommt Robert hinter ihre Pläne, ihren Mann zu beseitigen, um eine sehr hohe Versicherungssumme zu kassieren. Er erpreßt Héléne, die bald seine Geliebte wird.



DAS HAUSMÄDCHEN JEANNE (J. Mercier) wird von Héléne bereits ermordet in einem riesigen Eisschrank versteckt ist. Zuerst gelingt es dem verbrecherischen Paar, das junge Mädchen zu täuschen. Doch später ist sie es, die der Polizei für die Aufklärung entscheidende Hinweise gibt. Fotos: (3) Pallas-Filmverleih.



Der tolle Bomberg

Im Ulanen-Regiment des Oberst von Strullbach gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder man macht Karriere — oder man heißt Baron Giesbert von Bomberg (Hans Albers). Als dieser seinen Abschied nimmt, hat er es nur bis zum Rittmeister gebracht. Allerdings zum ältesten und berühmtesten Rittmeister der Armee.

Mit ihm zieht sich — selbstverständlich erst nach furioser Abschiedsvorstellung — ein Mann ins Privatleben zurück, dessen wilde Streiche stadt- und landbekannt geworden sind. Der „tolle Bomberg“ ist im ganzen Westfälischen ein Begriff; seine orgiastischen Zechgelage und wüsten Witze haben ihn ebenso berühmt gemacht wie die Hemmungslosigkeit, mit der er sein Geld ausgibt. Aber einem Mann, der so immens reich ist wie der Baron von Bomberg, kann es beim besten Willen nicht gelingen, sich an den Bettelstab zu bringen.

Bomberg's Privatleben wird jedoch kein Zuckerschlecken. Die verknöcherte, ganz und gar humorlose Verwandtschaft ist hinter ihm her, die Twackels, die Mur-

veldts und die Schnappwitz. Der blaublütige Familienrat verlangt, daß Bomberg endlich die ihm vor 14 Jahren anverlobte fade Adelheid von Twackel eheliche, und strebt überdies heimlich die Entmündigung des zügellosen Gesellen an, damit dessen Vermögen ihre eigene Mißwirtschaft saniere.

Als die Verwandtschaft nach Bullbergen, auf Bomberg's romantisches Wasserschloß, zu einem Familienfest eingeladen wird, glaubt sie den Sieg bereits in der Tasche. Doch der tolle Baron veranstaltet den Ball nur, um mit Hilfe seines treuen Dieners Fuchs und der Magd Emma jedem der verhassten Gäste einen Floh ins Décolleté oder unter die Frackschöße zu applizieren, mit dem Erfolg, daß aus dem harmlosen Walzer ein hektischer Veits-tanz und aus der süßfreundlichen Familie eine rache-lüsterne Satansbrut wird. Immerhin ist er die Baroneß Adelsterne für immer los. Statt dessen blickt hier die junge Bürgerstochter Paula Mühlberg (Marion Michael) fasziniert zu dem tollen Baron auf.

Foto: Arca/NF.